Nr. 26 · 49. Jahrgang · 25. Juni 1961 · D 2969 C · 60 Pf



Unsere

Aussage gegen Aussage

Zu „Geheime Reichssache" in Nr. 22



...dubios erscheinen mir die „mystery stories" von den Folterkellern in Albacete. Nach allen meinen Quellenstudien, auch nach den Erfahrungen aller meiner jetzt (als Antikommunisten) in der Bundesrepublik oder Westeuropa lebenden Spanienkameraden, die 1937 in Albacete waren, hat es dort niemals die bei Ihnen beschriebenen „Vernehmungen" in der geschilderten Form gegeben.

Prof. Dr. Alfred Kantorowicz, München

Anmerkung der Redaktion: Die Kommunistin Ruth Fischer schreibt in ihrem Buch „Stalin und der deutsche Kommunismus" auf Seite 609:
„Er (Ulbricht) schlug sein Hauptquartier in Albacete auf, wo er persönlich die Untersuchung gegen deutsche, schweizerische und österreichische ‚Trotzkisten' leitete. Er war verantwortlich für die Mißhandlungen an vielen dieser deutschen Abtrünnigen, die ähnliche Quälereien zu erdulden hatten wie in den Gestapo-Kellern. Tagelang wurden sie ohne Nahrung in fensterlose Zellen eingesperrt, die ganze Nacht hindurch verhört; viele Stunden mußten sie in schrankartigen Zellen aufrechtstehen und wurden mit Peitschen geschlagen. Frauen wurden nicht verschont."

Hungerpastor von Hongkong



Zu einer Reportage in Nr. 8

Vor einiger Zeit brachten Sie einen Bildbericht über den „Hungerpastor von Hongkong". Vielleicht wird es Sie interessieren, daß die zwei jungen Preisträger eines Wettbewerbs der Jugendzeitschrift „Walt Disneys Micky Maus" Pastor Stumpf in Hongkong besuchten und ihm einen Scheck zur Linderung der Not der chinesischen Flüchtlingskinder überreichen konnten. — Mit freundlichen Grüßen

„WALT DISNEYS MICKY MAUS", Stuttgart

Arbeiten müssen...

Zu unserer Reportage „Arbeiten nicht verboten" in Nr. 24

Ich glaube, mein Mann wäre noch am Leben, wenn er eine solche Einrichtung wie die Fabrik Professor Roeterinks gekannt hätte, denn die Tatsache, daß er von heute auf mor-

Leser schreiben...

gen pensioniert war — ganz einfach aufhören mußte zu arbeiten —, hat ihn zu Grunde gerichtet. Als Haus-



frau hat man es in dieser Hinsicht leichter: man findet immer Gelegenheit, sich auch im Alter noch nützlich zu machen.

Frau Elisabeth Krömer, Landau

Nicht überschätzen

Zu „Große Liebe zu kleinen Tieren" in Nr. 24



Man soll die Tierliebe nicht überschätzen! Es gibt Beispiele in der Geschichte und leider auch in der jüngsten Vergangenheit, die wir nun Gott sei Dank hinter uns gebracht haben, daß sich Menschen intensiv mit Tieren beschäftigt haben, obgleich sie den Namen Mensch nicht verdient hätten. Im Gegenteil: häufig findet man, daß ausgesprochen grausame Menschen äußerst tierlieb sind. Trotzdem — das ist natürlich klar — ist die Liebe zu dem kleinen Wellensittich und die Tat des Feuerwehrmannes eine wunderbare und wirklich rührende Sache!

Gunter Renner, Bingen

Kollektivschuld...

Zu unserer Israel-Reportage in Nr. 24

Natürlich müssen wir Israel helfen. Nach dem, was wir den Juden angetan haben, sind wir dazu moralisch einfach verpflichtet, und für diejenigen, die dieses Gefühl nicht haben, kann man sich nur stellvertretend schämen. Was die Juden als Nation nach diesem Krieg geleistet haben, ist einfach bewunderungswürdig und steht im krassesten Widerspruch zu all den negativen Eigenschaften, mit denen man diese Menschen im Dritten Reich attributiert hat.

Georg Wolzogen, Schwetzingen

Wenig Toleranz?

Zu unserer Reportage in Nr. 24

Gewiß, wir stehen in der Schuld der Juden und niemand kann sie uns abnehmen, andererseits jedoch benehmen sie sich in ihrem eigenen Staat derart intolerant (z. B. was die Glaubensfreiheit und die Ausübung anderer Religionen betrifft), daß einem Gefühle der Sympathie manchmal schwerfallen.

Werner Wessel, Marburg

Im Jahre 2000

Zu unserem Bericht in Nr. 23

Ich glaube der Verfasser Ihres Artikels „Wir haben nur noch vierzig Jahre Zeit" hätte seine Phantasie etwas mehr zügeln müssen. Denn meinen Sie nicht auch, daß das Zukunftsbild, das er darin entwirft nicht reichlich utopisch ist? Ich jedenfalls bin in diesem Punkt äußerst skeptisch und meine, er hat als wichtigsten Faktor die menschliche Unvernunft außer acht gelassen, die uns letztendlich doch immer wieder daran hindern wird, unsere Erde aus eigener Kraft zum Paradies zu machen. Ich glaube, wir können froh sein, wenn unser Globus in 40 Jahren kein radioaktiver toter Himmelskörper ist.

Markus Ball, Bad Tölz

Die Polizei hat Sorgen

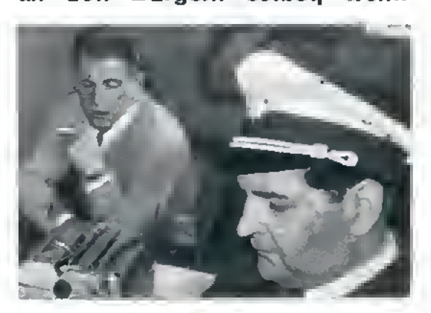
Zu unserer Reportage in Nr. 24

Ich gebe gern zu, daß die Polizei ihre Sorgen hat, daß sie sogar größer sind als bei den meisten anderen Berufen. Ich gebe auch zu, daß ihre Arbeit oft sehr schwer ist und ihr von den Bürgern manchmal noch schwerer gemacht wird, als es notwendig wäre, und daß die Polizeibeamten deswegen nicht immer vor lauter Liebenswürdigkeit überströmen können. Aber ich sehe keinen Grund und habe kein Verständnis dafür, daß anständige Bürger bei einem kleinen Vergehen, das eigentlich nur ein Versehen ist, von einzelnen Beamten wie Verbrecher angesprochen werden. Das tut doch dem Verhältnis zwischen Polizei und Bürgern nicht gut.

Hermann Ollers, Fürth

Immer Ärger?

Ich habe noch niemals Ärger mit der Polizei gehabt, der überhaupt der Rede wert wäre. Ich bemühe mich immer, nett und höflich zu sein, und die Polizisten verhalten sich dann genauso. Es liegt viel an den Bürgern selbst, wenn



Polizeibeamte sich in der Tonart vergreifen. Es gibt natürlich auch solche, die von Natur aus unhöflich sind. Aber das sind erstens Ausnahmen und zweitens gibt es diese Ausnahmen auch anderswo. Man redet am besten nicht über sie.

Irene Dürr, Reutlingen



In die moderne Waschmaschine gehört eine besondere Lauge!

Darum hat Henkel das Spezialwaschmittel dixan geschaffen.

Frankfurter Illustrierte

Nr. 26 vom 25. Juni 1961 bringt:

Lieber Leser!

In einer Verlautbarung des amerikanischen Arbeitsministeriums wird gesagt, – und nun zitieren wir wörtlich – „daß Sekretärinnen zwischen 45 und 55 bessere Arbeit leisten als ihre jüngeren Kolleginnen." Das ist bemerkenswert. Die Damen in diesem Alter, sie hören es gerne. Endlich wird einmal von einer kühlen, bürokratischen Stelle und ganz gewiß auf Grund sehr eingehender Umfragen und Nachprüfungen festgestellt, was so mancher Chef seit langem weiß: Erfahrung ist unersetzlich. In einer Zeit, die auf der einen Front die Automation unerbittlich vorantreibt und geisterhafte Landschaften menschenleerer Hallen schafft, gewinnt der Mensch eine neue Bedeutung; seine Unersetzlichkeit wird am lebenden Beispiel dargetan. Wir meinen, es sei überhaupt einmal an der Zeit, alle jene nicht mehr ganz taufrischen Fräuleins und jene Frauen zu preisen, denen ein schlimmes Schicksal den Mann genommen hat und die nun in Hunderttausenden von Vorzimmern und Schreibzimmern ihres Amtes walten, ein willkommener Gegenstand für manchen Witzzeichner, in Wahrheit aber diejenigen, deren Bedeutung man gewöhnlich erst dann erkennt, wenn sie einmal einen Tag krank sind. Denn dann ertönt der gequälte Ausruf, den alle, die in Betrieben arbeiten, kennen: „Fräulein Schmidt! Wo ist denn Fräulein Schmidt eigentlich?" Und dann: „Krank? Ach!" Und dieses Ach sagt mehr als tausend Worte. Einen Augenblick steht die Sonne still. Fräulein Schmidt ist krank. Sie ist es doch, die alle „Vorgänge" im Kopfe hat, die Termine, das Vordringliche... Dieses gequälte: „Ach..." zeichnet Fräulein Schmidt mehr aus, als es zehn Diplome könnten. In den harten amerikanischen Kriminalromanen hat es der Privatdetektiv auf dem Weg zu dem wichtigen Mann im Vorzimmer allemal mit einem sinnverwirrenden Wesen zu tun, einer Mischung aus Marilyn Monroe und Liz Taylor; nur über ihre bildschöne Leiche führt der Weg zum Chef. Man sollte indessen solchen Stories nicht zuviel glauben; die Damen, die wirklich die Entscheidung treffen, wer vorgelassen wird, sitzen eine Tür weiter. Und das ist ganz gut so, meint

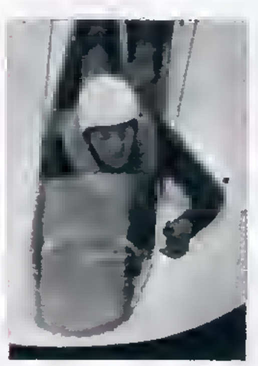
Ihre Redaktion



Ein Lächeln für Paris hatten die Kennedys aus Washington mitgebracht, natürlich auch ein Lächeln für Wien. Europa empfing das amerikanische Präsidentenpaar mit allem Glanz und Prunk, aber die strahlend heitere, festliche Atmosphäre reichte nur bis an die dichtgeschlossenen Türen, hinter denen die mächtigsten Männer der Erde harte politische Gespräche führten. **Seite 6**



Irrtum in der Wiege führt immer wieder zu heillosen Verwirrungen und Konflikten. In Amerika hat man jetzt Hilfsmittel gegen Kindesverwechslungen gefunden. **Seite 10**



Festgeschnallt liegen die Fahrer in ihren kleinen, pfeilschnellen Booten, wie Sie in einem Bildbericht vom III. Internationalen Motorboot-Rennen auf der Mosel sehen. **Seite 12**



Mit Durchschlag tippte Rosalie Kunze, Schreibkraft im Führungsstab der Bundesmarine, geheime Dienstanweisungen. Die Durchschläge landeten beim SSD, in Ostberlin **Seite 14**



Präsident Nasser und Kaiser Haile Selassie — sind sie beide wirklich neutral? Diese Frage untersucht Rolf Italiaander in seiner Serie „Der Griff nach Afrika". **Seite 18**

...und außerdem in diesem Heft:



Das Strandgut des Spanischen Bürgerkrieges — wohin ist es nach Francos Sieg gespült worden? Was ist aus den 500 000 Namenlosen und den vielen Prominenten geworden, den Generalen, den Kommandeuren der internationalen Brigaden, den einst bekannten Politikern der spanischen Republik? Von ihnen, die nach dem Kriege über die französische Grenze geflüchtet sind, von den Erlebnissen der spanischen Kommunisten in der Sowjetunion berichtet unsere Serie „Hinter den Kulissen der Weltpolitik", in dieser Folge unter dem Titel „Verheizt!" **Seite 36**



Im nächsten Heft zeigen wir Luise Ullrich und vier noch unbekannte Mädchengesichter auf unserer Titelseite. Diese Fünf spielen in dem Film „Die Schatten werden länger" mit. Das Thema, das wir hierzu im Inneren des Heftes zeitkritisch behandeln, heißt **„Kinder, die der Staat erzieht".**

Politik und

Sechs Tage sahen sich Europa und die Kennedys



In strömendem Regen ehrten de Gaulle und Kennedy am Grabmal des Unbekannten Soldaten unter dem Triumphbogen die Toten zweier Weltkriege. Um die Sicherung des Friedens, die Bewahrung der Freiheit Berlins und um die Stärkung der westlichen Allianz ging es bei den politischen Gesprächen, die der französische und der amerikanische Präsident unter strenger Geheimhaltung führten.

◀ **Der Schwarm von Paris** war drei Tage lang Jacqueline Kennedy. Die ehemalige Studentin an der Pariser Sorbonne entzückte die Franzosen durch Eleganz und Charme und mit einer improvisierten Pressekonferenz in französischer Sprache. Zum Galadiner im Amtssitz de Gaulles trug sie ein Abendkleid aus besticktem erdbeerfarbenem Organza.

Eine Arche Noah aus Plüsch, ▶ darunter Hunde, Hasen und Esel (rechts), erhielt Jacqueline Kennedy für ihre Kinder von Madame de Gaulle. Ein Elefant war nicht dabei: er ist das Wappentier der gegen John Kennedy unterlegenen Opposition der Republikaner.



Pracht



Festliche Empfänge gehören zum Bild auch hochpolitischer Staatsbesuche. In seinem Amtssitz, dem Elysée-Palast, begrüßte General de Gaulle (vorn rechts) mit seiner Frau (Bildmitte) die Kennedys und alles, was in Frankreichs Hauptstadt Rang und Namen hat.



▲ **Kein Wort von Politik** war die Devise beim Gala-Abend im Wiener Schloß Schönbrunn. Nina Petrowna Chruschtschow, in kurzem Goldbrokatkleid und ohne jedes Make-up, brauchte für die Unterhaltung mit Kennedy keinen Dolmetscher: sie spricht englisch.

Politik und Pracht



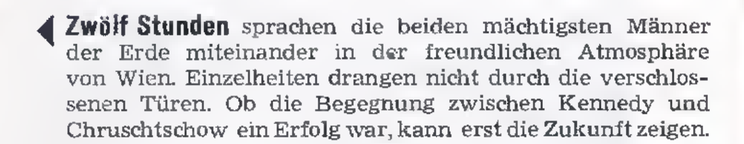


▲ **Ein Geheimnis** wird es bleiben, worüber Mrs. Kennedy und Chruschtschow beim Empfang im Schloß Schönbrunn sprachen. Nur der Dolmetscher war Ohrenzeuge. „Jackie“ trug ein zartrosa, mit Silber durchwirktes Abendkleid.

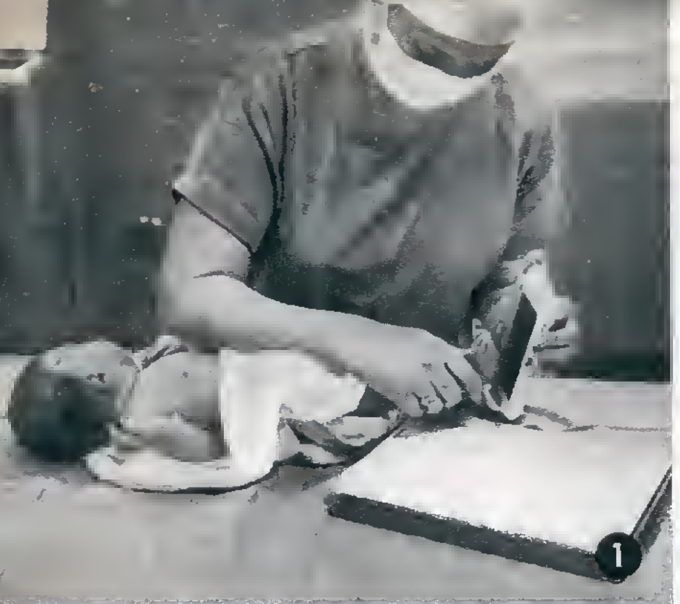


Im Hintergrund stand Wjatscheslaw Molotow regungslos, als Chruschtschow Wien verließ. Stalins Gehilfe wurde 1957 von Chruschtschow gestürzt, erst in die Mongolei und dann zur Internationalen Atomenergie-Behörde nach Wien geschickt. Dort gaben sich jetzt Sieger und Besiegter einmal die Hand und gingen sich dann aus dem Wege.

◀ **Zwölf Stunden** sprachen die beiden mächtigsten Männer der Erde miteinander in der freundlichen Atmosphäre von Wien. Einzelheiten drangen nicht durch die verschlossenen Türen. Ob die Begegnung zwischen Kennedy und Chruschtschow ein Erfolg war, kann erst die Zukunft zeigen.



Mit einem Essen bei Königin Elisabeth im Buckingham Palace endete der sechstägige Europa-Aufenthalt der Kennedys. „Jackie“ trug zum blaßblauen Abendkleid eine neue Frisur mit hochgestecktem Knoten, die Königin erschien im ritterspornfarbenen langen Seidentüllkleid. Vor dem Essen hatte Kennedy Premierminister Macmillan über seine Gespräche in Paris und Wien informiert. ▶



Irrtum in der

Menschliche und juristische Probleme als Folge von

Aus Geschichte und Literatur sind zahlreiche Kindesverwechslungen bekannt. Dabei handelt es sich jedoch meist um bewußte Vertauschungen wie etwa die „Unterschiebung" eines Kindes zur Sicherung der Thronfolge oder ähnliches. Also nicht um schicksalsbedingte Fügungen, sondern um Betrugsmanöver. Tragisch in der vollsten Bedeutung des Wortes hingegen ist die unbeabsichtigte Kindesvertauschung, weil hier bei Aufdeckung des Verhängnisses Schuldlose in heillose Verwirrung geraten. Oft langjährige Familienbande werden zerschnitten, junge Menschenkinder aus ihrem gewohnten Milieu gerissen und Eltern vor die Aufgabe gestellt, in einem fremden Kind nun ihr eigen Fleisch und Blut erkennen zu sollen. Die Mütter werden in einem solchen Fall immer nur an die Kinder denken und weniger an sich selbst. Schon das salomonische Urteil des Alten Testaments bestätigt das. Aber das Gesetz wendet sich gegen die Her-





❶ **Kurz nach der Geburt** werden die Fußabdrücke des Kindes auf einem Spezialpapier von der Schwester aufgenommen.

❷ **Ein Abdruck des rechten Zeigefingers** der Mutter kommt auf das Formular, das schon die Fußabdrücke des Kindes trägt.

❸ **Das Baby wird fotografiert.** Diese Bilder haben nur kurzfristigen Wert, weil sich die Züge des Neugeborenen rasch verändern.

❹ **Armbänder aus Plastik,** die den Namen des Kindes und seine Krankenhausnummer tragen, werden am Handgelenk und Fußknöchel des Kindes befestigt und versiegelt. Die Mutter trägt ebenfalls ein solches Armband mit Namensangabe. Diese Armbänder aus Plastik können nur entfernt werden, indem man sie durchschneidet.



▶ **Liebe gehorcht keinem Zwang** – nannten wir einen Bericht über die Hanauer Kindesvertauschung, den wir im Januar veröffentlichten. Heide Splithoff und Gudrun Reuthe heißen heute die beiden siebzehnjährigen Mädchen, nachdem sie ihre Familiennamen und ihre Eltern austauschen mußten. Das alles geschah unter dramatischen Umständen, aber auch nach juristisch unbestrittenem Recht. Paragraphen nehmen keine Rücksicht auf Herzen. Was die Gesetze in einem Fall von Kindesvertauschung vorschreiben, verwandelt häufig eine tragische Situation in Haß und Bitterkeit.

Wiege

Kindes-Vertauschungen

zen. Es kommt leider vor, daß gerade die Väter — rationaler als die Mütter denkend — mit Hilfe des Gesetzes eine Regelung erzwingen, statt im menschlichen Kontakt das Beste aus der unheilvollen Verwirrung zu machen. In den letzten Jahren sind in vielen Ländern Kindesverwechslungen bekanntgeworden, so daß die Krankenhäuser zu immer mehr und sorgfältig ausgearbeiteten Sicherheitsmaßnahmen greifen, um jede Kindesverwechslung unmöglich zu machen. Als besonders sicheres Mittel der Identifizierung hat das Long Island Jewish Hospital in Long Island jene Verfahren entwickelt, die wir auf der linken Bildseite zeigen.



„Vertauschtes Leben" heißt der neue deutsche Film, der das Thema der Kindesvertauschung am Schicksal zweier zwanzigjähriger Mädchen in neuem Lichte zeigt. Auf der Fahrt zu einer Party verunglückte Brigitte (Karin Baal). Als sich die Eltern für eine Bluttransfusion zur Verfügung stellen wollen, ergibt die Untersuchung, daß weder Vater noch Mutter die Blutgruppe ihrer Tochter haben. Die erschütternde Konsequenz: Brigitte kann nicht ihr Kind sein. Nach der angeordneten Untersuchung wird jene Frau gefunden, die damals in der Klinik zur gleichen Zeit einem Mädchen das Leben schenkte. Nun erfahren alle die Wahrheit; nur Brigitte hat man noch nichts erzählt. Als Katharina (Barbara Frey), das andere Mädchen, sich hinter dem Rücken der Eltern mit Brigitte aussprechen will, bricht für die kaum Genesene eine Welt zusammen. Sie verläßt das Haus; sie wird nicht zurückkommen. Sie muß mit diesen Dingen erst fertig werden.



Aus den Wellen geangelt

Beim III. Internationalen Motorbootrennen bei Traben-Trarbach kämpften Teilnehmer aus Frankreich, Italien, Belgien, Luxemburg, Schweden, der Schweiz und der Bundesrepublik mit Serien- und Gleitbooten um den Siegeslorbeer und gegen das Hochwasser der Mosel

Es bleibt dem Fahrer überlassen, wie er sein Boot für ein solches Rennen ausstattet und wie er es steuert. Er kann das im Stehen, im Sitzen oder auch im Liegen tun, das ist nicht eine Frage der Bequemlichkeit, sondern des geringsten Luftwiderstandes. Wie Weltraumfahrer in der Kapsel, so liegen die Fahrer auf dem Bauch im Boot, mit einem Sturzhelm auf dem Kopf, den Körper festgeschnallt, damit er in den Kurven nicht hinausfliegt. Gemütlich ist dieses Liegen keineswegs, denn der Körper des Fahrers fängt die harten Stöße der anprallenden Wellen auf.

Es sieht lebensgefährlich aus, wenn die kleinen Boote pfeilschnell über das Wasser gleiten, besonders wenn sie, wie hier beim Rennen auf der Mosel, in einer rasanten Kurve kollidieren (Bild oben). Hier war die starke Strömung der nach den schweren Regenfällen hoch angeschwollenen Mosel der Retter: Während die Motoren aufheulten und die Fahrer gegensteuerten, riß die Strömung die Boote auseinander, und das Rennen jagte weiter. Wenig erbaut von dem ständig steigenden Wasser waren die Zuschauer (unten links) dieses Motorbootrennens; ihre Füße versanken an den Uferwiesen langsam im Morast. Nach dem Rennen mußten die Boote von einem amerikanischen Kran mit viel Geschick und Gefühl aus der Mosel geangelt werden (unten rechts), während die Fahrer im Boot blieben und den Motor weiter gegen die Strömung kämpfen ließen.



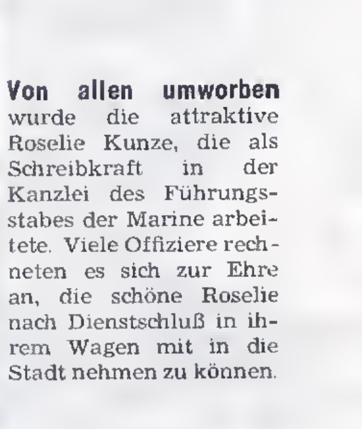


Mit



. . . tippte Roselie Kunze, Schreibkraft im Führungsstab der Bundesmarine, ihre Protokolle und geheimen Dienstanweisungen. Auf welchem Weg diese Spionageberichte in die Hand von Ulbrichts rotem Geheimdienst kamen, untersuchten Reporter der Frankfurter Illustrierten

Von allen umworben wurde die attraktive Roselie Kunze, die als Schreibkraft in der Kanzlei des Führungsstabes der Marine arbeitete. Viele Offiziere rechneten es sich zur Ehre an, die schöne Roselie nach Dienstschluß in ihrem Wagen mit in die Stadt nehmen zu können.





Wichtige Beweisstücke



Von allen verachtet. Als Landesverräterin stand Roselie in diesen Tagen vor dem Bundesgerichtshof. Nach Verkündung des Urteils, vier Jahre Zuchthaus, kam es zu einer ungewöhnlichen Szene. Die Angeklagte ging auf den Staatsanwalt zu, bedankte sich und erklärte: „Ich weiß, daß ich alles selbst verschuldet habe. Ich will ein neues Leben beginnen".



Durchschlag an Herrn U...

waren Roselies Handtasche (Bild oben) und die in der Wohnung des Agenten Schötzki beschlagnahmten Gegenstände. Die Handtasche mit Geheimfach, die Tennisschläger mit hohlem Griff (Bild unten), der Rasierapparat und die Schachspielfiguren, die zum Transport von Nachrichtenmaterial besonders präpariert waren, wurden von Gefangenen in den Zonen-Zuchthäusern Waldheim und Bautzen hergestellt. Mit den Kameras und mit Hilfe einer Optischen Bank konnte Schötzki Kleinbildnegative auf Stecknadelgröße verkleinern und dann nach Ostberlin bringen.



Sie überwachten die rote Spionin. Während des Manövers Flasch Back war Roselie Kunze als Schreibkraft dem Stab des Konteradmirals Wagner zugeteilt. Angehörige des militärischen Abschirmdienstes überwachten sie Tag und Nacht, da man hoffte, sie würde sich mit einem Agenten treffen.



Eine Bürste mit Pfiff. Zum Transport von Nachrichten hatte Roselie eine Bürste mit abschraubbarem Griff, in dem sie Meldungen versteckte. Im Jahre 1959 verlor sie allerdings dieses wichtige Requisit mit einer Meldung in der Kölner Straßenbahn. Pankow ließ ihr eine neue machen.

Strengen Kontrollen müssen sich Soldaten und Zivilisten unterziehen, die die Gebäude des Führungsstabes der Marine auf der Bonner Hardthöhe betreten wollen. Wie es Pankows roter Spionin immer wieder gelang, diese Kontrollen zu umgehen, lesen Sie bitte in dem nachstehenden Bericht.



23. April 1957. Das kleine Wohnzimmer in Köln, in dem Horst Schötzki mit seiner Frau Eveline seit einiger Zeit wohnt, wird nur durch das gedämpfte Licht der Sendeskala des Radioapparates erleuchtet. Horst hat die Kurzwelle eingestellt und dreht den Zeiger langsam auf dem 30-Meter-Band weiter. „Deine Uhr scheint nicht richtig zu gehen, Evi", sagt er, „Berlin müßte sich doch schon melden." Doch einige Sekunden stoppt er: „Da, jetzt hab' ich sie." Deutlich kann man die Stimme eines Sprechers hören, der Zahlengruppen durchgibt. „Drei, zwölf, achtzehn, vierundzwanzig, sieben." Immer in Fünfergruppen werden diese Zahlen genannt, die Eveline jetzt eifrig mitschreibt. Kurze Zeit später verstummt der Sender. „So, das wär's für heute!" Schötzki geht an sein Bücherbrett, daß über der Couch angebracht ist, und zieht drei Bände Churchills Memoiren heraus. Diese drei Bücher enthalten den Entschlüsselungscode für die Sprüche, die vom Ministerium für Staatssicherheit in der Normannenstraße in Ostberlin an den Agenten Horst Schötzki in der Bundesrepublik ausgegeben werden. „Nehmen Sie sofort Verbindung mit ‚Ingrid' auf. Brauchen Material über Offiziere im Führungsstab der Marine. Ingrid soll möglichst genaue Charakteristiken über den Leiter der Abteilung Triebwerke geben!" „Wer ist eigentlich Ingrid?" fragt Frau Schötzki ihren Mann, der gerade dabei ist, den entschlüsselten Spruch über dem Aschenbecher zu verbrennen.

*

„Darf ich Ihren Ausweis sehen, Frollein? Und zeigen Sie mir bitte Ihre Tasche!" Der junge Soldat an der Wache liest Name und Adresse der jungen Frau, die vor ihm steht: Roselie Kunze, wohnhaft: Bonn, beschäftigt: Fü. M. V. (Führungsstab der Marine). Die junge Frau mit ihrem rotblonden Haar gefällt ihm. Sie ist eine der attraktivsten Sekretärinnen des Bonner „Pentagons" auf Hardthöhe. „So, nun Ihre Tasche bitte!" Etwas unwirsch reicht die Dame sie ihm hinüber. Aber gleich nach dem ersten kurzen Blick gibt ihr der Soldat mit rotem Kopf die Tasche zurück. „Oh, Verzeihung", sagt er. „Sie können gehen!" Der Anblick des Büstenhalters, den Roselie jedesmal vor dem Passieren der Wache in die Tasche steckt, hat bis jetzt jeden Kontrolleur etwas verwirrt. So konnte es geschehen, daß niemand zwischen Lippenstift und Puderquaste, neben dem Spitzentaschentuch mit dem feinen Parfüm, das ihr kürzlich ein Marineoffizier aus Paris mitbrachte, die handgeschriebenen Berichte entdeckte, die sie in einem Geheimfach dieser Handtasche (die eigens in den Werkstätten des kommunistischen Nachrichtendienstes in Mitteldeutschland für sie konstruiert wurde) mit sich trug. Roselie Kunze, Mitglied der SED, der FDJ und anderer kommunistischer Organisationen, die seit 1955 in der Bundesrepublik lebt und den Parteiauftrag hat, Nachrichten und Stimmungsberichte über die Bundesmarine zu sammeln, ist die Agentin „Ingrid".

Im Frühjahr 1954 war sie von einem Beauftragten des Staatssicherheitsdienstes unter Druck als Agentin angeworben worden. Die Aufträge, die sie von Pankow über ihren Verbindungsmann Schötzki erhielt, waren größtenteils von minderer Bedeutung. An die wichtigen Verschlußsachen kam sie als Schreibkraft nicht heran, und das, was sie meldete, stammte aus Protokollen und Briefen, die sie sich aus dem täglichen Schriftverkehr kopierte und später in ihrer Wohnung genau zu Meldungen zusammenstellte. Zweimal im Monat übergab sie Schötzki das gesammelte Material, der es dann nach Berlin weiterleitete. Bei besonders wichtigen Meldungen und Berichten wurden Fotografien gemacht, die dann mit Hilfe einer optischen Bank in der Wohnung Schötzkis bearbeitet wurden. Die optische Bank ist eine Entwicklung der Zeisswerke während des 2. Weltkrieges, mit deren Hilfe man Kleinhildnegative bis auf Stecknadelkopfgröße verkleinern kann.

Anderes Material wurde in Rasierapparaten und in Tennisschlägern, Bügeleisen und ausgehöhlten Schachfiguren durch Kurier nach Ostberlin gebracht. Funkverkehr zwischen der Agentengruppe Schötzki und den Auftraggebern in der Zone gab es nicht. Scheinbar fürchtete man im Ministerium für Staatssicherheit, daß die Agentensender zu schnell angepeilt werden könnten. Zum Agentenring Schötzki gehörten neben drei Frauen noch vier Männer, die auf andere Objekte angesetzt waren. Alle außer Roselie Kunze trieben das Spionagehandwerk, um auf leichte Art Geld zu verdienen. Nur Roselie Kunze war, wie sie später in ihrer Vernehmung beim MAD (Militärischer Abschirmdienst der Bundeswehr) zugab, überzeugte Kommunistin. Bis zum Jahr 1960 ging alles glatt. Die Meldungen, die Roselie aus dem Führungsstab der Marine herausschmuggelte, kamen ohne Schwierigkeiten mit Hilfe von Schötzki und seiner Kuriere in Ostberlin an. Der große Auftrag jedoch, der der Clou des Zonengeheimdienstes sein sollte, wurde noch nicht gegeben. In dieser Zeit waren die Planungen für den Schiffsbau der Bundesmarine noch nicht so weit gediehen, daß man wichtige Informationen aus dem Marineführungsstab erhalten konnte. Deshalb begnügte sich Agentin „Ingrid" mit kleinen Meldungen.

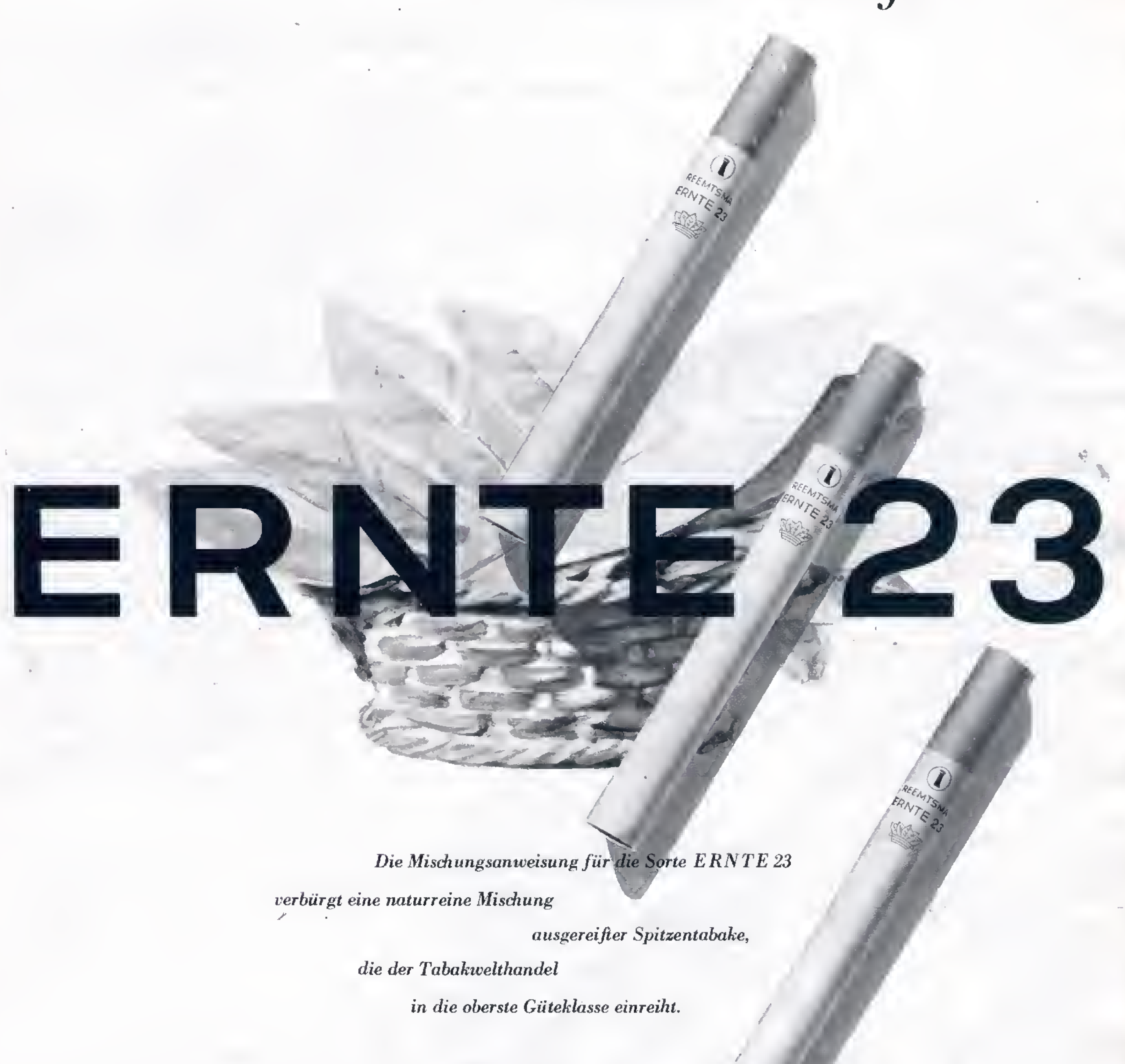
*

Im Sommer 1960 wurde ein Kurier des Zonensicherheitsdienstes in Hannover verhaftet. Er sagte bei seiner Vernehmung über eine Agentin aus, die beim Führungsstab der Marine sitzen sollte und laufend Berichte nach Ostberlin gäbe.

Die Bewerber zur Bundeswehr waren im Jahre 1956 oftmals nur flüchtig auf ihre politische Zuverlässigkeit überprüft worden. Jetzt aber kontrollierte der MAD (Militärischer Abschirmdienst) nochmals sämtliche Unterlagen und Sicherheitskarteien der Mädchen, die als Schreibkräfte in der Marinekanzlei arbeiten. Der Verdacht fiel auf Roselie Kunze, obwohl sie den ihr vom Staatssicherheitsdienst eingebleuten Lebenslauf bei Befragungen durch den MAD immer wieder ohne Fehler aufsagte. Auf Wunsch des MAD wurde Roselie Kunze jetzt dem Stabe des Konteradmirals Wagner bei einem Manöver zugeteilt, damit man sie besser beobachten konnte. Aber noch immer schien der Verdacht nicht berechtigt. Als sie nach der Übung nach Bonn zurückkehrte, wurde sie Tag und Nacht überwacht. Bei einem Treffen mit Schötzki in Bonn wurden beide verhaftet. Schon während ihrer ersten Vernehmung gab Roselie Kunze die Namen des gesamten Agentenringes preis. Alle wurden noch in der gleichen Nacht verhaftet. Pankows roter Spionagedienst hatte einen wichtigen Agentenring in der Bundesrepublik weniger.

Reiner Tabak

Reiner Genuß



Die Mischungsanweisung für die Sorte ERNTE 23
verbürgt eine naturreine Mischung
ausgereifter Spitzentabake,
die der Tabakwelthandel
in die oberste Güteklasse einreiht.

VON HÖCHSTER
REINHEIT

Pendler zwischen Ost und West

Welchen Kurs steuern Präsident Gamal Abdel Nasser und Kaiser Haile Selassie? - Von Rolf Italiaander



Rolf Italiander schilderte zu Anfang, wie die Sowjetunion schon vor Jahrzehnten kommunistische Propaganda in Afrika betrieb. Er berichtete weiter von der zunehmenden Aktivität der Russen und neuerdings auch der Rotchinesen in verschiedenen afrikanischen Ländern: Im Königreich Marokko hat ein lebhaftes Werben eingesetzt; der Algerien-Krieg ist mittlerweile zu einem Krieg des Kommunismus auf nordafrikanischer Erde geworden; Ferhat Abbas, Ministerpräsident der Exilregierung, früher ein erklärter Freund Frankreichs, hat die Hilfe Pekings und Moskaus angerufen; der Präsident von Tunesien, Dr. Habib Burgiba, forderte Waffen aus dem Osten an. Welche Position im Kampf zwischen Ost und West nehmen die anderen Länder dieses Kontinents ein, zum Beispiel die Vereinigte Arabische Republik und Äthiopien?

Seit Gamal Abdel Nasser an der Macht ist, schwanken seine Sympathien zwischen West und Ost. Man hat ihm auf beiden Seiten Vorwürfe deshalb gemacht. Er hat sich den Westen vergrämt, aber auch den Osten. Nun versucht er, einen Weg der Neutralität zu gehen und das Lager der Neutralen zu stärken.

Nachdem die Sowjetunion in der jungen Republik Ägypten zunächst viele Sympathien hatte, wandte sich Ägypten und schließlich die Vereinigte Arabische Republik (VAR) auf der afro-asiatischen Wirtschaftskonferenz im Dezember 1958 in Kairo zum erstenmal gegen den Ostblock. Nasser legte dar, daß eine neutrale Wirtschaft notwendig sei. Indien unterstützte Ägypten. Der indische Chefdelegierte Soibchan erklärte unter dem Beifall der meisten Delegierten: „Wir wollen die Konferenz nicht zu einer kommunistischen Propagandaplattform machen lassen." Die Sowjets erlitten in diesem Fall eine Niederlage.

Rußland baut den Assuan-Damm

Aber die Abgesandten der UdSSR verstanden es trotzdem, den Kontakt mit den Ägyptern aufrecht zu erhalten. Sie nahmen beispielsweise teil am Wettlauf um den Bau des Assuan-Staudammes, des größten Staudammes der Welt.

Im Rennen lag – neben England, Frankreich, den USA und anderen – gleichfalls die Bundesrepublik Deutschland. Sie wollte eine Bürgschaft in Höhe von 200 Millionen DM geben. Die Sowjetunion bot bereits 1958 für die erste Bauphase einen Kredit von 400 Millionen Rubel an. Der Westen verlangte sechs Prozent Zinsen. Die Sowjetunion erklärte sich mit zweieinhalb Prozent Zinsen einverstanden. Und die Sowjetunion bekam den Auftrag.

Schließlich wurde am 27. August 1960 in Moskau im Beisein des Stellvertretenden Ministerpräsidenten Anastas Mikojan und des Vizepräsidenten der Vereinigten Arabischen Republik, Nur Ed-Din Kaali, die am 15. Januar 1960 von den Sowjets gegebene Zusage über den vollen Bau des Assuan-Staudammes protokolliert.

Nach dem neuen Abkommen über- nimmt die Sowjetunion nun auch den letzten Bauabschnitt des für Ägypten lebenswichtigen Staudammes. Gleich-zeitig verpflichtete sich die Sowjetregierung, ein Wasserkraftwerk und eine Hochspannungsleitung von Assuannach Kairo mit einem Hochspannungsnetz in Unterägypten anzulegen. Zur Bezahlung der von der sowjetischen Konstruktions- und Bauorganisation gelieferten Leistungen, Maschinen und Ausrüstungen wird der VAR ein langfristiger Kredit von 900 Millionen Rubel mit einer Laufzeit von zwölf Jahren und wiederum nur mit dem geringen Zinssatz von 2,5 Prozent gewährt.

Gern gesehener Gast in der Sowjetunion ist Gamal Abdel Nasser, der Präsident der VAR. Unser Bild zeigt ihn beim Besuch einer usbekischen Moschee in Taschkent.

Man sieht's
wenn eine Mutter liebend sorgt!

Man sieht's daran, daß sie sich Zeit nimmt für ihr Kind. Muttis Lob spornt den kleinen Künstler zu großen Werken an.
Man sieht's an der Frische und Sauberkeit, mit der sie alles umgibt – an dem hellen Kinderzimmer wie an der netten Kleidung des Kleinen.

Man sieht's genauso an den großen Wäschestücken, den blütenweißen Laken und Bezügen, den weichen Badetüchern. Mutti wäscht alles mit Suwa-rekord. Denn Suwa-rekord ist mild, und sie weiß: Mit dem neuen Suwa-rekord wird ihre Wäsche jetzt um jenes bißchen weißer, auf das es ankommt.





1-240

Suwa wäscht jetzt weißer ...und man sieht's

Der Griff nach Afrika

Die sowjetische Regierung und ihre Presse stellte in ihrer weltweiten Propaganda groß heraus, daß die öffentliche Meinung in Ägypten das Abkommen als uneigennützige Hilfe der Sowjetunion feiere, die an keine politischen Bedingungen geknüpft sei. Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier, Präsident der Deutschen Afrika-Gesellschaft, dachte wohl daran, als er in einem Interview feststellte: „Die Russen verstehen es ungleich besser als wir und die freie Welt, mit ihren Leistungen eine große Schau zu machen."

Chruschtschow selber gab Nasser die Zusicherung, daß sich die Sowjetunion nicht in die inneren Angelegenheiten der VAR einmischen werde. Nasser in einer Rede: „Wir werden weder aus Washington, London oder Moskau Befehle entgegennehmen. Im kalten Krieg wird die VAR eine positive Neutralität bewahren." Moskau werde aber die VAR weiter mit allen Kräften unterstützen. Chruschtschow habe in einem Schreiben die antikommunistische Kampagne Nassers als innenpolitische Angelegenheit der VAR bezeichnet.

Nasser hat seitdem oft betont, daß zwischen der Sowjetunion und Kairo ideologische Meinungsverschiedenheiten bestünden, aber jedes Land habe nun einmal sein eigenes System und seine eigenen Ideologien.

Chruschtschow an die Adresse Nassers: „Die antikommunistische Politik Präsident Nassers wird ihm keinen Sieg bringen. Und wenn der Präsident der VAR über den Kommunismus und die Kommunisten spricht, bedient er sich der Sprache der Imperialisten."

Nasser entgegnete, „daß, wenn überhaupt jemand eine solche Sprache gebraucht habe, sie von Herrn Nikita Chruschtschow selbst gebraucht wurde".

Nassers „Neutralismus"

Nasser hat weiter betont, er empfinde es als eine unglückselige Tatsache, daß der arabische Neutralismus von beiden Weltblöcken Stöße erleide und beide ihn beschuldigten, auf der Seite des anderen zu stehen. In Wirklichkeit stehe er weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Die beiden Blöcke seien so ungehalten über die Weigerung des arabischen Neutralismus, an ihren Methoden in der arabischen Welt mitzuarbeiten, daß sie glaubten, irgendeine Waffe finden zu müssen, mit der sie dagegen angehen könnten. Die einzige Waffe, die sich hierfür finden lasse, bestehe jeweils in der Beschuldigung des arabischen Neutralismus, sich auf die Seite des Gegners zu stellen.

Ohne Frage, Nasser versucht eine Balancepolitik gegenüber West und Ost. Und doch hat Nasser dem Ostblock in Ägypten die Tür geöffnet. Der Assuan-Staudamm, von den Sowjets erbaut, wird als eine Prestige-Leistung nicht nur in die Geschichte des modernen Ägyptens, sondern in die Geschichte des modernen Afrika eingehen.

Die Niederlage der Bundesrepublik Deutschland und der USA allerdings auch. Es wurde zu lange gezögert auf Seiten des Westens, zu lange gefeilscht auch. Ein Grundfehler der westlichen Entwicklungshilfe ist, daß sie immer viel zu lange auf sich warten läßt. Die jungen Länder Afrikas, nun in die Freiheit und Unabhängigkeit entlassen, bedürfen schneller Hilfe! Wer aus der Gefangenschaft kommt, ist ungeduldig, will keinen Tag mehr verlieren, will im Gegenteil alles Verlorene nachholen: heute, nicht erst morgen oder gar übermorgen. Das weiß der Osten, der Westen nicht – vielfach nur aus Geistes- und Herzensträgheit nicht.

Im übrigen sollte sich der Westen hinsichtlich der Neutralität Präsident Nassers weder falsche Vorstellungen noch falsche Hoffnungen machen. Erst wieder im Dezember 1960 lobten sich gegenseitig Regierungsvertreter der VAR und der UdSSR. Der Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjets, Breschnew, gab seiner Befriedigung darüber Ausdruck, „daß die Haltung der beiden Regierungen in bezug auf die wichtigsten aktuellen Probleme – allgemeine und totale Abrüstung, Liquidierung des Kolonialismus, Wahrung des Weltfriedens – übereinstimmt". Auch hat Gamal Abdel Nasser den Bruder des kubanischen Kommunistenführers und Staatspräsidenten Fidel Castro, Raoul Castro, in Kairo empfangen und der Revolutionsregierung von Kuba den Rücken gestärkt. Ist, wer Castro stützt, nicht gegen Amerika und gegen den Westen? Kann man hier von einer Neutralität reden? Und dies ist auch nur ein Beispiel für viele!



Präsident Ibrahim Abbud: „Der Kommunismus ist Feind Nr. 1"

Und wie sieht es denn auf dem Handelssektor aus? 65 Prozent der ägyptischen Baumwolle gehen in die Ostblockstaaten. Die Sowjetzone wird in Ägypten bevorzugt behandelt, und die Handelsdelegation der Zone entwickelt in Kairo eine zunehmende Aktivität. Auch politisch und kulturell – mit anscheinend unerschöpflichen Mitteln – wird Publizität großen Stils getrieben.

Der Sudan in Abwehrstellung

Im südlichen Nachbarland dagegen, im Sudan, der bis zum 1. Januar 1956 Anglo-Ägyptischer Sudan hieß und an diesem Tage autonom wurde, ist wieder eine ganz andere Situation. In der Republik Sudan ist man nicht allein wirklich neutral gegenüber der UdSSR und dem Ostblock, sondern sieht mehr als in den Nachbarländern Gefahren darin, sich mit dem Kommunismus zu verbinden.

Präsident Ibrahim Abbud gab der Kairoer Zeitung „Al Akhbar" ein Interview, das unerhörtes Aufsehen erregt hat. Der Feldmarschall, der im November 1958 durch einen unblutigen Militärputsch an die Macht gekommen war, erklärte, der Kommunismus sei sein Feind Nr. 1: „Der Weltkommunismus hat seine Aktivität jetzt auf Afrika gerichtet und will die afrikanischen Völker mit seinem Imperialismus überziehen, um sie schließlich zu beherrschen."

Man sagt, wer den Sudan habe, habe Afrika. Dies ist sowohl dem Ostblock wie auch dem Westblock klar. Der Westen will den Sudan als Tor Afrikas für die freie Welt offenlassen. Der Sudan erhält daher westliche Hilfe. Vom Ostblock hat bisher nur Jugoslawien erfolgreiche Wirtschaftsverbindungen mit dem Sudan aufgenommen. Es bleibt abzuwarten, wie sich der Sudan in Zukunft dem kommunistischen Druck gegenüber verhält.

Auch hier macht die Sowjetzone beispielsweise mittels der „Leipziger-Messe"-Werbung starke Propaganda für den Osten. Die Pankower Regierung handelt aber stellvertretend für alle Ostblockstaaten. Pankow soll im Sudan Erfahrungen sammeln genau wie in Marokko. Es ist kaum anzunehmen, daß es dabei bleibt, seit im Nachbarland Ägypten so heftige Ostblockaktivität entwickelt wird – und auch im Nachbarland Äthiopien. Schon haben Regierungsvertreter des Sudans erklärt, sie nähmen auch von östlichen Ländern Wirtschaftshilfe an, solange nicht die Selbständigkeit des Landes gefährdet werde. Und Präsident Abbud scheint nicht abgeneigt, noch dieses Jahr Moskau zu besuchen.

Stalin stiftete ein Krankenhaus

Äthiopien ist ein Feudalstaat und Kaiser Haile Selassie I. ein koptischer Christ. Beides hindert ihn indessen nicht, gegenüber dem gesamten Ostblock eine sehr aufgeschlossene Haltung einzunehmen. Verglichen mit Ägypten hat er sogar noch mehr dazu beigetragen, der Sowjetunion Zugang zum afrikanischen Kontinent zu verschaffen.

Stalin persönlich stiftete ein Krankenhaus, das im Gegensatz zu den äthiopischen Krankenhäusern die einheimischen Patienten kostenlos behandelt. Sowjetische Ärzte sind in diesem Krankenhaus tätig. Ähtiopier und Äthiopierinnen werden ständig hier ausgebildet und eröffnen dann mit sowjetischer Unterstützung im Lande Rote-Kreuz-Stationen, nicht ohne dabei gleichzeitig kommunistische Propaganda zu machen. Die Regierung streitet es ab, aber Kenner des Landes bestätigen es.

Oft im Gespräch ist auch die sowjetische Gesandschaft in Addis Abeba. Es wurde ihr nachgesagt, sie sei ein Zentrum des sowjetischen Spionagedienstes in Afrika. Ich bin selber mehrfach in dieser Botschaft gewesen und möchte nicht annehmen, daß sie, die im übrigen verhältnismäßig klein gehalten wird, ein Spionagezentrum ist. Es würde zu sehr auffallen, und die geschickten Sowjets haben es auch gar nicht nötig, solche primitiven Maßnahmen zu ergreifen.

Aber in Addis Abeba gibt es noch etwas anderes: ein überaus reges „Haus der Sowjetunion". Hier werden Filme gezeigt, Propagandavorträge gehalten, Bücher und Zeitschriften verteilt, Feste gefeiert und gelegentlich auch Arme und Leidende gespeist. Schon seit Jahren wird hier also eine ebenso aktive wie intensive Propaganda für die Sowjetunion und für den Kommunismus betrieben.

Erst in jüngster Zeit haben die USA ein ähnliches Propagandazentrum errichtet. Aber inzwischen haben die Ostblockländer einen gewaltigen Vorsprung erzielt. Wie kann das anders sein, nachdem doch Kaiser Haile Selassie I. selber sich immer wieder zum Freund Jugoslawiens und neuerdings auch der Sowjetunion erklärt.

Kaiser Haile Selassie und die Sowjetunion

Im Sommer 1959 befand sich der Kaiser von Äthiopien auf einer großen Auslandsreise. Er besuchte auch die Sowjetunion. Später berichtete er seinem Volke seine Reiseeindrücke. Diese Thronrede ist ein politisch so interessantes Dokument, daß sie deshalb teilweise wörtlich zitiert sei:

„Obwohl aus verschiedenen Gründen einige Jahre vergangen sind, seitdem Wir die Einladung zu einem Besuch der Sowjetunion angenommen haben, konnten Wir nicht früher dorthin reisen. Wir sind glücklich, daß Wir dieses große Land besuchen konnten, zu welchem Äthiopien seit langer Zeit freundschaftliche Beziehungen aufrechterhält. Einer der berühmten Generale der Epoche Peters des Großen war Abraham Hanibal, der ein Äthiopier war und dessen Urenkel der gefeierte Dichter Alexander Puschkin ist. Daher können Wir sagen, daß Wir mit der Sowjetunion eine Verbindung auf militärischem und kulturellem Gebiet gehabt haben."

Neben der ärztlichen Hilfe, die die Sowjetunion Äthiopien während der Schlacht von Adwa und neuerdings gewähre, und neben der Unterstützung durch die Ärzte des Roten Kreuzes während der faschistischen Invasion habe die Sowjetunion im Völkerbund für die Freiheit Äthiopiens Verständnis bewiesen. „Und sie war eine der wenigen Großmächte, die die Besetzung Unseres Landes durch die faschistischen Aggressoren nicht anerkannten."

Haile Selassie schwärmte: „Seit dem Augenblick Unserer Ankunft in der Sowjetunion überstieg der warme und große Empfang, der Uns dort von den Menschen und ihren Führern, deren Gastfreundschaft wohlbekannt ist, bereitet wurde, alle Unsere Erwartungen. Obwohl man sehr lange braucht, um die ganze Sowjetunion zu besuchen, waren Wir während Unseres vierzehntägigen Aufenthaltes höchst beeindruckt davon, wie sich die Völker der Sowjetunion von der Nachwirkung eines verheerenden Krieges erholt haben, wie sie in einer kurzen Zeitperiode den Wiederaufbau durchführten, auf wirtschaftlichem, industriellem, wissenschaftlichem, technischem und sozialem Gebiet bemerkenswerte Fortschritte gemacht haben und sich so innerhalb von vierzig Jahren als eine der Großmächte unserer Zeit durchgesetzt haben.

Bei den Gesprächen, die Wir mit den Führern der Sowjetunion hatten und die unsere beiden Länder im besonderen und den Weltfrieden im allgemeinen betrafen, erreichten Wir volle Verständigung. Darüber hinaus konnten Wir die persönliche Bekanntschaft von Herrn Woroschilow, dem Vorsitzenden des Obersten Sowjets, und



FINAS die Feine - wo nur das Beste gut genug ist

Der Griff nach Afrika

von Herrn Chruschtschow, dem Premierminister der Sowjetunion, machen, und Wir hatten einen offenen und freundlichen Meinungsaustausch über verschiedene Dinge und kamen in allem zu voller Übereinstimmung."

Das Ergebnis der äthiopisch-sowjetischen Gespräche war die Unterzeichnung von Verträgen durch die beiden Regierungen zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit und zur Erweiterung der kulturellen und kommerziellen Beziehungen. „Außerdem ist es für Uns eine Genugtuung, ein lang befristetes Darlehen von 420 Millionen Rubel (etwa 420 Millionen DM) zu niedrigen Zinsen zur Finanzierung des äthiopischen Fünf-Jahres-Plans und der verschiedenen anderen Projekte, die die Wirtschaft des Landes entwickeln und den Lebensstandard Unseres Volkes heben sollen, erhalten zu haben.

Äthiopien hat natürliche Hilfsquellen im Übermaß. Aus Mangel an Kapital ist es jedoch nicht möglich gewesen, diese natürlichen Hilfsquellen zum Wohle des Volkes auszunutzen. Um diese natürlichen Hilfsquellen auszunutzen und den Fünf-Jahres-Plan zum Wohle Unseres Volkes durchzuführen, haben Wir Kredite bei befreundeten Ländern wie den Vereinigten Staaten, Jugoslawien, der Bundesrepublik und der Tschechoslowakei aufgenommen. Wir glauben, daß die Unterstützung, die Wir von der Sowjetunion erhielten, die Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen und die Entwicklung unserer Wirtschaft fördern wird."

Alte Freundschaft mit der Tschechoslowakai

Ungemein aufschlußreich ist auch Kaiser Haile Selassies offenherziger Bericht über die kommunistische Tschechoslowakei:

„Nach Unserem Aufenthalt in der Sowjetunion besuchten Wir die Tschechoslowakei. Die Beziehungen zwischen Äthiopien und der Tschechoslowakei bestehen seit langem. Von diesem Land konnte Äthiopien das meiste an Waffen und Munition erwerben, was es zur Verteidigung seiner eifersüchtig gehüteten Unabhängigkeit gegenüber den faschistischen Angreifern benötigte. Die Tschechoslowakei war unter den wenigen Nationen, die mutig ihre Stimme erhoben und die faschistische Invasion verurteilten und Unseren Antrag im Völkerbund unterstützten.

Es heißt oft, daß ein Freund in der Not ein wahrer Freund ist. Darum basieren u. a. die äthiopisch-tschechoslowakischen Beziehungen auf einem festen und erprobten Grund. Im ersten Teil der Nachkriegsperiode, als Unsere Verteidigungsmittel beschränkt waren, wandten Wir uns an die Tschechoslowakei wegen des Ankaufs von modernen Waffen und wegen der Einrichtung einer Munitionsfabrik. Ihr wißt alle von dem Kredit für den Kauf von Krankenhausausstattungen und dem für andere öffentliche Gesundheitseinrichtungen, den Unsere Regierung von der der Tschechoslowakei erhalten hat.

Der warme, herzliche und große Empfang, der Uns von den Führern und vom Volk dieser befreundeten Nation bereitet wurde, hat von neuem bewiesen, daß zwischen unseren beiden Nationen eine echte und aufrichtige Freundschaft besteht. Während Unseres Aufenthaltes in der Tschechoslowakei konnten Wir industrielle und landwirtschaftliche Zentren, Einrichtungen des höheren Bildungswesens und berühmte historische Plätze besuchen. Wir waren tief beeindruckt von dem ungeheuren Fortschritt, der sowohl auf industriellem als auch auf allgemein wirtschaftlichem Gebiet vom tschechoslowakischen Volk vor allem in der Nachkriegszeit erreicht worden ist.

Genauso wie Wir mit den anderen Führern der Länder, die Wir besuchten, diskutiert und Meinungen ausgetauscht haben, hatten Wir einen ergiebigen Meinungsaustausch mit Präsident Antonin Novotny über allgemein interessierende Fragen in bezug auf Unsere beiden Länder und über allgemeine Dinge, die den Weltfrieden betreffen. Diese Diskussion und der Meinungsaustausch wurden in einer freundlichen und herzlichen Atmosphäre geführt, und Wir konnten volle Verständigung erreichen. Wir sind übereingekommen, sowohl wirtschaftliche wie technische Unterstützungsverträge als auch ein Kulturabkommen zu schließen... die uns bei der Verwirklichung Unserer Wirtschaftspläne sehr helfen werden."

Solche Abschnitte aus der Thronrede des Kaisers von Äthiopien sind in der westlichen Presse meines Wissens bisher nicht zitiert worden. Warum? Kann der Westen die Wahrheit nicht mehr vertragen? Aber nur ungeschminkte Berichte über die Beziehungen der Länder untereinander werden die Wahrheit enthüllen, den wahren Sachverhalt der Beziehungen der afrikanischen Staaten zum Ostblock darstellen und damit die tatsächliche Lage in der Welt. Der Westen darf sich nur freier Westen nennen, wenn er selber von seiner Freiheit allen Gebrauch macht. Dazu aber gehört, den politischen Realitäten ins Auge zu sehen – wie es Churchill im Kriege tat, und Kennedy im Wahlkampf.

„Unser großer Freund Marschall Tito"

Ein Dokument für sich ist auch des äthiopischen Kaisers Bekenntnis zu seinem langjährigen kommunistischen Freund Tito:

„In der Fortführung Unserer Besuche in befreundeten Ländern besuchten Wir auf Einladung Unseres großen Freundes, S. E. Marschall Titos, die Republik Jugoslawien. Wie ihr wißt, haben Wir innerhalb von fünf Jahren Jugoslawien zweimal besucht, und S. E. Marschall Tito hat, ungefähr im gleichen Zeitraum, Äthiopien zweimal einen Besuch abgestattet. Dies ist ein Beweis für die festen und freundschaftlichen Bande zwischen den beiden Ländern. Jugoslawien hat Äthiopien nicht nur ein Darlehen zur Verwirklichung des Programms, das zur wirtschaftlichen Entwicklung Äthiopiens bestimmt ist, gewährt, sondern es hat auch die Unterstützung in Gestalt von Experten auf dem Gebiet der Medizin und auf anderen technischen Gebieten erweitert. Diese Unterstützung zeitigte zur größten Befriedigung beider Seiten fruchtbare Ergebnisse. Obwohl die beiden Länder verschiedene wirtschaftliche und politische



Welchen Kurs steuert Gamal Abdel Nasser, der Präsident der Vereinigten Arabischen Republik, zwischen West und Ost? Nasser (am Tisch links, rechts Chruschtschow) spricht von Neutralität.

Systeme haben, hinderten diese Unterschiede weder das gegenseitige Verstehen noch die Zusammenarbeit in einem freundschaftlichen Geist. Wir glauben, daß das vorbildlich ist.

Während Unseres Aufenthaltes in Jugoslawien und während Wir die verschiedenen Regionen und Industriezentren besuchten, waren Wir tief beeindruckt und berührt von dem aufrichtigen und freundlichen Willkommen und Empfang, der Uns von Unserem großen Freund Marschall Tito, seinen Genossen und dem jugoslawischen Volk bereitet wurde. Die Entwicklung und die Industriezentren, die Wir besuchten, sind Symbole für den erstaunlichen Fortschritt, den Jugoslawien auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet in den letzten fünf Jahren, als Wir es zum ersten Male besuchten, gemacht hat.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Wir großen Nutzen und große Unterstützung für Unser Land erreichten und daß Wir unser Prestige bei Unseren Besuchen in freundschaftlich gesinnten Ländern bei verschiedenen Gelegenheiten während der letzten fünf Jahre gefestigt haben. In ähnlicher Weise hatte Unser kürzlicher Besuch, außer der Tatsache, daß er die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Länder stärkte, große politische Ergebnisse zur Folge, und er ermöglichte Uns die Sicherstellung eines Kredits, der Uns gestattet, die wirtschaftlichen Entwicklungsprojekte durchzuführen, die den Lebensstandard Unseres geliebten Volkes heben werden."

Äthiopien will Koexistenz

Was steht hinter all dem? Der unzweideutige Wunsch nach Koexistenz von Ost und West. Und auch darüber hat der Kaiser gesprochen:

„Ihr wißt alle, daß die Basis der äthiopischen Außenpolitik die Grundsätze der Charta der Vereinten Nationen und die Erklärungen von Bandung und Accra sind. Diese Grundsätze, die Wir lange gehegt und erstrebt haben, sind unter anderem kollektive Sicherheit, friedliche und aktive Koexistenz, Nichteinmischung in innere Angelegenheiten eines anderen Landes, Achtung der Souveränität und territorialen Unverletzlichkeit der anderen Nationen und friedliche Beilegung aller Streitigkeiten unter den Nationen.

Von den Ländern, die Wir während Unserer kürzlichen Reise besuchten, haben einige andere wirtschaftliche und politische Systeme als Wir. Wir glauben, daß diese bestehen, um den besonderen Erfordernissen eines jeden Landes zu dienen, und daß sie eine innere Angelegenheit des jeweiligen Landes sind, und deshalb glauben Wir nicht, daß solche Unterschiede in den politischen und wirtschaftlichen Systemen ein Hindernis bei der Verständigung, Kollaboration und Kooperation der Nationen bei wichtigen Problemen von allgemeiner Bedeutung sein können. Unsere Begegnungen und Diskussionen mit den Führern der Länder, die Wir besucht haben, wurden durch gewisse Kreise nicht deshalb falsch ausgelegt, weil sie etwa nicht gewußt hätten, daß sich die äthiopische Außenpolitik auf die oben erwähnten Grundsätze stützt, sondern es hat eher den Anschein, daß diese falsche Auslegung beabsichtigt war, um eine Atmosphäre zu erzeugen, die ihren eigenen besonderen Interessen dient.

In diesem Zeitalter, in dem die Menschheit durch die Wissenschaft gefährliche Waffen zur Selbstvernichtung geschaffen hat, ist die Verantwortung der Großmächte für den Weltfrieden gut bekannt. Wir glauben, daß die Besuche von Staatsmännern, bei denen sie über Meinungsverschiedenheiten sprechen, sehr dazu beitragen werden, Mißverständnisse zu beseitigen und Mißtrauen zwischen den Staaten zu verhindern. Eines der Ziele Unseres Besuches in befreundeten Ländern war die Ergänzung und Stärkung dieses Unseres Glaubens...

In allen Ländern, die Wir besucht haben, haben Wir gefühlt, daß allen Völkern sehr an der Erhaltung des Weltfriedens gelegen ist. Die Völker der Welt wünschen heute wie schon immer für die Verbesserung ihres Lebensstandards zu arbeiten und in Frieden zu leben. Wir stimmen nicht mit der Auffassung überein, daß die gegenwärtige unstabile Lage sich aus den Unterschieden in den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Systemen der Nationen ergibt. Obwohl es nicht möglich ist, eine Epoche in der Geschichte zu zitieren, in welcher alle Völker der Welt in allem völlig übereinstimmen, sind sie doch nicht daran gehindert worden, zusammen für ihren gemeinsamen Nutzen zu arbeiten."

Sowjetischer Brückenkopf in Äthiopien

Als Kaiser Haile Selassie I. in Moskau war, wurde er gefeiert wie der älteste Towarischtsch mit hohen Verdiensten um die Realisierung der Weltrevolution. Die höchsten Orden wurden ausgetauscht, die beide Länder für Ausländer zu vergeben haben. Im Georgs-Saal des Kreml gab es einen glanzvollen Abschiedsempfang, wie er einem Ausländer nur in seltenen Fällen geboten wird. Nicht allein die Politik war vertreten, auch das Militär, Wissenschaft und Kunst, ja, selbst Kirchenfürsten der beiden Länder waren eingeladen. Ein alter russischer Professor berichtete mir: „Anders dürfte es kaum zu des Zaren Zeiten zugegangen sein, wenn ein ausländischer Fürst seine Aufwartung machte."

Chruschtschow schenkte dem Kaiser ein zweimotoriges Flugzeug vom Typ Iljuschin (Il 14), die komplette Einrichtung eines Krankenhauses und dazu eine technische Schule für tausend Schüler (Wert etwa 11 Millionen DM), die in Bahar Dar am Tana-See errichtet werden wird.

Der Kaiser verließ Moskau mit einem Handels- und Kulturabkommen sowie einem Vertrag über gegenseitige wirtschaftliche Unterstützung. Wiederum wurden Kredite zu günstigen Bedingungen zum Aufbau von Industriewerken und anderen volkswirtschaftlichen Anlagen in Äthiopien gewährt. Äthiopien liefert dafür Kaffee, Rohhäute und Samen für Ölfrüchte.

Die äthiopisch-sowjetischen Verhandlungen wurden 1960 fortgeführt und erweitert. Man erfuhr jetzt, daß die Sowjetunion einen Kredit von 400 Millionen Rubel gewährt hatte. Die UdSSR baut in Äthiopien eine Ölraffinerie, sie wird auch geologische Untersuchungen vornehmen, um Mineralvorkommen festzustellen, eine Goldgrube mit Aufbereitungsanlagen ausrüsten und den Bau eisenverarbeitender Betriebe übernehmen.

Im Westen wurde man mittlerweile reichlich nervös. Die in Addis Abeba ansässigen westlichen Ölgesellschaften erblicken in der Errichtung dieser sowjetischen Raffinerie eine Bedrohung ihres bisherigen Treibstoffmonopols in Äthiopien. Das deutsche „Handelsblatt" erklärte besorgt: „Die Sowjets bilden einen Brückenkopf in Äthiopien."

Ja, und nicht allein in Äthiopien bilden die Sowjets einen Brückenkopf, sondern überallhin nach Afrika senden sie ihre Unterhändler und Experten, die gegenüber denen des Westens meistens den Vorteil haben, daß sie gründlicher vor- und ausgebildet sind, nicht allein auf fachlichem Gebiet, sondern auch auf dem der Sprache, Völkerkunde, Völkerpsychologie usw. Auch von Public Relations scheinen die Sowjetmenschen viel mehr zu verstehen als der ganze Westen, der vielfach nichts als „Inzucht im Goldenen Ghetto" treibt.

William J. Lederer und Eugene Burdick, zwei Amerikaner, haben in ihrem scharfsichtigen Buch „Der häßliche Amerikaner" einen ganzen Katalog von Fehlern, Dummheiten und Inkompetenzen westlicher Helfer in unterentwickelten Ländern überaus plastisch dargestellt. Sie machen klar, warum die Amerikaner da und dort ständig an Boden verlieren. Ihren polemischen Alarmruf sollten sich aber alle Länder des freien Westens zu Herzen nehmen!

Russischer Marinestützpunkt?

Die UdSSR können Brückenköpfe bilden, weil der Westen häufig eine falsche Hilfe offeriert hat. Die beiden amerikanischen Publizisten schreiben: „Wenn der einzige Preis, den wir zu zahlen bereit sind, der Dollar ist, dann sollten wir uns lieber freiwillig zurückziehen, ehe wir hinausgeworfen werden." Für Dollar ist ebenso DM einzusetzen, wie französischer, belgischer oder Schweizer Franken, englisches Pfund oder sonst eine Währung des Westens.

Lederer/Burdick schreiben weiter: „Wenn wir nicht bereit sind, mit Menschen zu zahlen, sollten wir uns lieber hinter unserer Küste verschanzen, die Festung Amerika bauen, ohne internationalen Handel und Beziehungen leben lernen und uns, als Folge dieser Haltung, mit der Mittelmäßigkeit, dem niedrigeren Lebensstandard und dem Triumph des Weltkommunismus abfinden." Bittere Worte, gewiß, aber wahre Worte – und statt Amerika könnte auch Europa stehen.

Und Äthiopien ist nicht das einzige Land in Afrika, wo die Sowjetunion einen Brückenkopf gebildet hat. Denken wir doch an den Kongo, an Ghana und vor allem auch an Guinea, wo die Sowjetunion sich sogar einen Marinestützpunkt ausgehandelt haben soll.

Im nächsten Heft:

Kongolesische Gewerkschafter in Leipzig · „Hammarskjöld - eine Schande" · Sekou Touré im kommunistischen Fahrwasser



Ständige Prüfung — beständige Qualität

Qualität kommt nicht von ungefähr. Es gehört sehr viel dazu, beständige Güte zu garantieren. Vor allem beim Kaffee.

Kaffee ist ein Naturprodukt – und ein Bohnenkaffee, wie Sie ihn sich wünschen, muß immer aus mehreren Kaffeesorten gemischt werden. Beim »Gold-Mocca« zum Beispiel trinken Sie das Beste aus neun Spitzenprovenienzen, das Edelste aus allen Anbaugebieten der Welt. Hierfür genügend Vorräte einzukaufen, ist schon eine Aufgabe für sich und wichtigster Grundstein für die Tchibo-Qualitätsgewähr. Doch das allein reicht noch nicht.

Es ist ein langer Weg vom Rohkaffee zum »Gold-Mocca«

Wohin Sie auch sehen – überall geben die Tchibo-Kaffeespezialisten ihr Bestes zum Besten dieses Kaffees. Es sind Männer, die ihr Fach verstehen, Experten bester Schule. Sie haben ein Gefühl für den Kaffee – und sie arbeiten mit den modernsten Mitteln der Technik.

Der Tchibo-Kontrollturm – einmalig in Europa

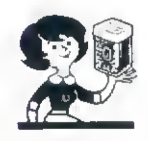
Tchibo läßt nichts unversucht. Was der Qualitätskontrolle und Gütegarantie helfen könnte, wird von den Tchibo-Fachleuten eingesetzt. Das zeigt sich am Kontrollturm, einem faszinierenden technischen Wunderwerk. Tchibo ist stolz auf diese Anlage. Jede einzelne Röstung muß diesen Turm passieren. Erst wenn sich der Chef-Röstmeister Gewißheit verschafft hat, daß der Ausfall gleichmäßig gut und »goldmocca-richtig« ist, wird sie zur Mischung freigegeben. Sie sehen – eine einzigartige Qualitätsgarantie.

Wenn Sie diesen Kaffee trinken ...

Wenn Sie den »Gold-Mocca« genießen, dann spüren Sie all diese Sorgfalt. Das edle, herrliche Aroma und der volle, harmonische Geschmack sind die Ergebnisse aus besten, zu einer glücklichen Mischung vereinten Kaffeesorten und einem großartigen Zusammenspiel von Mensch und Technik. Deshalb schmeckt Ihnen der Tchibo »Gold-Mocca« so gut. Deshalb ist er Deutschlands meistgetrunkener Kaffee.



Je kürzer der Weg - um so frischer Ihr Kaffee! Deshalb bekommen Sie den Tchibo »Gold-Mocca« immer direkt: in den eigenen Filialen oder im Postversand - die beste Frischröst-Garantie!



Tchibo-Filialen gibt es in allen größeren Städten des Bundesgebietes und in West-Berlin.
Wenn Sie nicht in der Nähe einer Tchibo-Filiale wohnen, nimmt jeder Briefkasten Ihre Bestellung entgegen. Schreiben Sie bitte an:
Frisch-Röst-Kaffee Max Herz
Hamburg 36 · Tchibo-Haus

Tchibo-Tip 1961

5 x Gewinne für 100.000 DM

Tippen Sie mit beim Tchibo-Tip! Fünfmal hintereinander - und unabhängig voneinander - über 12.800 Preise, jedesmal für über 100.000 DM. Die Tchibo-Tips 1/61, 2/61 und 3/61 sind inzwischen abgeschlossen. Jetzt haben Sie also noch zweimal eine Chance!

Hier die Lösung des Tchibo-Tips 3/61:

A 2 - Hamburg ist der größte Kaffee-Einfuhrhafen Deutschlands.

B 3 - Ständig prüft der Chef-Röstmeister im Tchibo-Kontrollturm den gleichmäßigen Ausfall jeder Röstung.

Unter den richtigen Einsendungen werden im Juni verlost:

3 Ford Taunus 17 M

5 Poggenpohl-Einbauküchen, 5 Constructa-Vollautomaten, 5 Philips-Fernsehtischgeräte, 5 Bosch-Kühlschränke, 60 Moccafina-Kaffeemühlen und 12.800 mal 1/2 Pfund Tchibo »Gold-Mocca«.

Alle Gewinner werden bis zum 3. Juli 1961 direkt benachrichtigt. Die Namen der drei Hauptgewinner des Tchibo-Tip 3/61 können aus drucktechnischen Gründen erst später veröffentlicht werden.

Hier die drei Hauptgewinner des Tchibo-Tips 2/61:
Werner Krutzinna, Trier/Mosel, Pacelliufer 8 · Joachim Nowak, Habighorst/Celle, Siedlung 137 · Lina Übele, Mannheim, Käfertaler Straße 35

Der vierte Tchibo-Tip beginnt Mitte Juli! Tippen Sie mit! Viel Spaß und Glück beim Tchibo-Tip 4/61!



Tchibo Bestellung

Senden Sie mir zur Probe

☐ x 1 Pfund **Tchibo »Gold-Mocca«** in Klarsichtdose* / in Taschentuchbeutel
Nichtzutreffendes streichen

zum ____________ 1961 per Nachnahme

Bei Paketen zu	1 Pfd.	2 Pfd.	3 Pfd.	4 Pfd.	5 Pfd.	6 Pfd.
Richtpreis je Pfd.	8.10	8.10	8.10	8.10	8.10	oder mehr portofrei
Portoanteil je Pfd.	-.60	-.40	-.30	-.20	-.15	
Endpreis je Pfd.	8.70	8.50	8.40	8.30	8.25	8.10

Name und Vorname

Postleitzahl und Ort

Straße (Bitte Blockschrift) F

Bitte ausschneiden, in einen Briefumschlag stecken oder auf eine Postkarte kleben und unfrankiert einsenden an
Frisch-Röst-Kaffee Max Herz · Hamburg 36 · Tchibo-Haus
Vielen Dank für Ihr Vertrauen

»Gold-Mocca« - Deutschlands meistgetrunkener Kaffee! Entdecken Sie das Geheimnis seiner Besonderheit!

Roman von Erich Ebermayer

Die Schaukel des Schicksals

Der fünfzehnjährige Helmut Bender, erst vor kurzem nach einer kaum geheilten Kinderlähmung aus dem Krankenhaus entlassen, hat seinem Schulfreund Holger Flotow eine Kamera geschenkt. Damit will er sich bei dem Freund die Zusage erkaufen, daß dieser mit ihm — trotz seiner Krücken, die er noch immer braucht — auf den Rummelplatz geht. Die Kamera hatte der Junge den Vorräten entnommen, die der Untermieter Steffke und Verlobter seiner Schwester in einem Schrank aufbewahrte. Natürlich kommt das alles heraus. Bei Helmut Bender gibt es Schläge, bei Flotows ein sehr ernstes Gespräch zwischen Mutter und Sohn. Schließlich aber hatte die Studienrätin Flatow den Apparat gekauft, um alles noch zu einem verträglichen Ende zu bringen und Helmut vor weiterer Strafe zu bewahren.

Schon am Morgen, nachdem die Sache mit der Kamera passiert war, hatte Irene Flatow Helmut Bender zu sich gerufen.

Er schien es erwartet zu haben. Sein dunkler Blick hing an ihr, während sie im oberen Flur die Aufsicht führte. Es war ein regnerischer Tag, und die Schüler gingen nicht auf den Hof hinunter.

Sie nahm Helmut mit in den kleinen Raum der Schülerbibliothek, die sie verwaltete. Er legte die Krücken ab und setzte sich neben sie auf das alte ausrangierte grüne Sofa, das früher im Lehrerzimmer gestanden und das sie sich organisiert hatte, um hier gelegentlich während einer Freistunde ruhen zu können.

„Ich danke dir für deinen Brief, Bender", sagte sie so kühl und sachlich, wie es ihr möglich war.

Helmut wurde um einen Schatten blasser.

„Du fragst mich in dem Brief, warum ich gelogen habe. Ich muß dir darauf antworten. Denn es ist nicht sehr gut, wenn der Lehrer vor seinem Schüler, von dem er doch Ehrlichkeit verlangt, lügt. Findest du nicht?"

„Es war ja keine richtige Lüge, Frau Doktor. So habe ich es nicht gemeint. Verzeihen Sie."

„Jedenfalls war es nicht die Wahrheit."

„Ja, Frau Doktor." Seine Augen strahlten sie an. „Aber ich weiß immer noch nicht, warum Sie eigentlich gelogen haben..."

„Ja, Helmut Bender, da kommt eine ganze Menge Gründe zusammen", sagte sie zögernd. „Ich wollte die Geschichte mit der Kamera nicht so tragisch genommen haben. So mit ‚Dieb', wie deine Schwester es tat. Verstehst du? Außerdem hattest du ja von deinem künftigen Schwager bereits eine ziemlich brutale Strafe erhalten. Was macht die Wunde übrigens?" Sie sah sich das Pflaster über seiner linken Braue an. „Noch Schmerzen?"

„Bißchen. Aber es heilt. Dieser Sauhund! — "

„Nicht, Helmut! So redet man nicht über seinen Erzieher."

„Der – und mein Erzieher!" rief Helmut verächtlich. Irene überging es.

„Im übrigen wollte ich Holger sowieso zu Weihnachten eine Kamera schenken. Das war jedenfalls kein Schwindel! Aber nun habe auch ich eine Bitte an dich, Bender."

Helmut sah sie erstaunt an.

„Hast du mit Holger schon über die Kamera gesprochen?"

„Klar. Natürlich habe ich geschwindelt. Sie hätten sie uns zurückgebracht, hab ich ihm gesagt."

„Ausgezeichnet!" rief sie erleichtert.

„Sie wollen sie ihm doch zu Weihnachten schenken! Dann darf er doch

nicht wissen, daß Sie den Apparat bei uns gekauft haben."

„Du bist ein kluger Junge!" lachte sie, und er lachte mit.

Wie hübsch sein Gesicht sein konnte, wenn er ausnahmsweise einmal lachte! Draußen ratterten die Klingeln.

„Und noch etwas, Helmut: in Zukunft keinen Pfennig Geld mehr an Holger – verstanden?" Sie sprach jetzt sehr ernst und streng. „Das gibt es nicht unter Freunden. Geld vergiftet jede Freundschaft. Vielleicht verstehst du das noch nicht. Aber es ist so. Und ihr sollt doch gute Freunde bleiben."

„Ja, Frau Doktor."

„Versprichst du es mir?"

„Ja."

Später stand Irene Flatow neben ihrem erhöhten Tisch vor der Tafel und sah auf die achtundzwanzig tief gesenkten Köpfe ihrer Klasse hinab. Die Kugelschreiber und die Füller glitten lautlos über das Papier. Niemand tuschelte mit dem Nachbarn. Es gab nichts zu schmunzeln heute. Dr. Flatow hätte genauso die Klasse verlassen können.

Aber es machte ihr Spaß, die Jungen zu beobachten.

Vorn in der ersten Tischreihe, dicht unter ihr, war der blonde Kopf Holgers und daneben der schwarze von Helmut Bender. Beide schrieben nun schon auf der dritten Seite der weißen Doppelbogen, die Irene hatte verteilen lassen, ihren Aufsatz.

Sie ließ heute in Deutsch eine Klassenarbeit schreiben. Überraschend für die Jungen. Das tat sie zuweilen, außerhalb des Lehrplans.

Es war für sie mehr ein psychologischer Test. Die Jungen durften so schnell und so schlecht schreiben, wie sie wollten. Das schätzten sie besonders. Form und Schrift zählten bei dieser Arbeit nicht. Jeder sollte sich, als schreibe er einen Brief, einfach von der Seele reden, was er zu dem Thema zu sagen hatte.

Das heutige Thema lautete: Welche Strafen empfinde ich bei meiner Erziehung als gerecht, welche als ungerecht?

Für zwei Schüler ihrer Klasse, fand Dr. Flatow, war es jedenfalls ein aktuelles Thema, für Holger Flatow und für Helmut Bender. Aber auch die anderen sollten einmal darüber nachdenken.

Die Klasse hatte leicht gestutzt, als Frau Dr. Flatow das Thema an die Tafel schrieb. Als sie dann die Kreide weglegte und sich umwandte, streifte ihr Blick flüchtig die beiden in der ersten Reihe vor ihr.

Holger grinste sie an. Sie tat, als sähe sie es nicht. Helmut sah träumerisch ins Weite. Das Pflaster über seinem linken Auge leuchtete.

Dann schrieben sie los. Einer schneller, der andere langsamer. Irene konnte sich ihren Gedanken hingeben.

*

Der Rummel war eröffnet.

Sonntag nachmittag! Ein strahlend heißer, tiefblauer Sommertag.

Alljährlich zweimal, einmal im Hochsommer und dann noch einmal vor Weihnachten, wurden am Rand der Stadt die Buden aufgeschlagen. Die Schausteller kamen von weither. Es war immer das gleiche seit Irenes Jugend, aber immer war eine neue Jugend da, die den bunten, quäkenden, quirlenden Zauber genoß.

Wenig nur änderte sich durch den Fortschritt der Technik auf diesen Rummelplätzen an allen Rändern der Großstädte. Das alte gute Karussell mit den wippenden Rossen blieb. Das Geisterhaus. Die Achterbahn. Das Lachkabinett mit den verzerrenden Spiegeln. Der Flohzirkus. Die Dame ohne Unterleib. Die Riesenschlange. Die Luftschaukel. Und dicht daneben: Skooters, die hübschen kleinen Autos, die elektrisch liefen. Der Rotor, der die Röcke der Mädchen hochhob bis über die Köpfe. Mondraketen. Sputniks...

Holger hatte sein Versprechen gehalten.

Viel Lust hatte er nicht, ausgerechnet mit Helmut Bender gleich am ersten Tag auf den Rummel zu gehen. Da gab es amüsantere Begleiter und Begleiterinnen. Und verpflichtet dazu wäre er auch nicht gewesen. Denn die Kamera war ja nun im Eimer, und nur für sie war er bereit gewesen, sich zu opfern.

Aber er wollte Musch nicht erneut reizen, nachdem die letzte große Krise sich so angenehm gelöst hatte. Sie erwartete selbstverständlich von ihm, daß er sein Wort hielt.

So hatte Holger auf Helmuts zaghafte Frage am Samstag, ob es dabei bliebe, kurz und bündig erklärt:

„Meinethalben. Aber nur einmal! Dann läßt du mich bitte in Ruhe damit."

Wenigstens war Holger auf einen guten Gedanken gekommen, um die Fahrerei mit dem Rollstuhl durch die halbe Stadt zu vermeiden. Den ganzen Samstagnachmittag konstruierte er an einer Sitzvorrichtung für Helmut zwischen Sattel und Lenkstange seines Rades.

Natürlich war das von der Polizei verboten wie alles Vernünftige. Man durfte sich nicht dabei erwischen lassen. Aber Holger war gewandt und erfahren im Kampf mit der „Polizei", und vor allem vertraute er auf sein Glück, keinem Hüter der Ordnung zu begegnen oder aber ihm zu entwischen.

Punkt drei Uhr fuhr er mit dem frischmontierten Sitz bei Helmut Bender vor.

Helmut sah schon seit einer Stunde aus dem Fenster. Bis zur letzten Sekunde, als er Holgers blonde Mähne an der Straßenecke aufleuchten sah, hatte er gezweifelt, ob der Freund sein Versprechen halten werde. Deutlich genug hatte Holger ihm ja zu verstehen gegeben, daß es ohne Kamera auch keine gemeinsame Rummeltour zu geben brauche. Manus manum lavat hatte Holger zitiert. Daß schon im alten Rom eine Hand die andere wusch, hatte Frau Dr. Flatow ihnen unlängst in der Lateinstunde erklärt.

Helmut aber durfte Holger nicht einmal verraten, daß ihm der Foto für Weihnachten sicher war. Auch neue Geldangebote durfte er ihm nicht machen. Er hatte es seiner Schwester versprochen. Dies Versprechen war nicht so wichtig. Er gab es nur, um Ruhe zu haben. Leider hatte er es aber auch Holgers Mutter versprochen, und daran mußte er sich unbedingt halten.

Holger war heute bester Laune, das sah Helmut sofort. Er war in ausgesprochener Sonntagsstimmung. Hatte lang gepennt, gut gebadet, war dann zwei Stunden geritten, sogar im Gelände, nicht in der Halle. Zu Haus hatte es einen gigantischen Sonntagsfraß gegeben, mit Braten und Erdbeeren und Schlagsahne am Schluß.

Alles ließ sich also gut an. Er half Helmut geschickt in den Sitz, stieg dann selber auf, griff an ihm vorbei zur Lenkstange, und los ging die Fahrt.

Helmut fühlte sich wie im Paradies. Er hatte sowieso kaum Schmerzen heute. Es war so merkwürdig mit diesen Schmerzen, sie wechselten, je

Die Schaukel des Schicksals

nachdem, ob er sich glücklich oder unglücklich fühlte. Oft glaubte er beinahe, er wäre wieder völlig gesund. An manchen Tagen, so zum Beispiel heute, konnte er zwar mühsam, aber ohne Krücken gehen.

Die Fahrt war lang. Holger mußte sich mächtig anstrengen, um sie beide in seinem üblichen Tempo fortzubringen. Er vermied Hauptstraßen. Er legte keinen Wert darauf, vielen Polizisten zu begegnen. Zweimal pfiffen doch welche hinter ihm her. Er drehte sich kurz um und winkte ihnen lachend zu.

Endlich waren sie da. Hunderte von Fahrrädern waren schon abgestellt. Holger half dem Freund vorsichtig von seinem Sitz herunter und schloß sein Rad an.

Dann gingen sie los, hinein in das Gewühl der Menschen, hinein in das Gewirr der Budenstraßen, hinein in den Lärm, in dieses wilde, entfesselte Chaos von Tönen, von Musik, von Geschrei, von Gerüchen.

Es roch nach Fisch und Würstchen und gebratenen Hühnern und verschüttetem Bier. Es roch nach Menschenschweiß und Staub und Leim und Pappe.

Herrlich! dachte Holger. Toll wäre das alles – wenn ich es allein genießen könnte oder mit einem Gesunden!

... Aber so? Auf was für einen Blödsinn habe ich mich da eingelassen! Was verlangt Helmut eigentlich von ihm? Am Arm sollte er ihn führen und stützen, denn sie hatten ja keine Krücken mit.

Na schön – Holger tat auch das. Langsam, Schritt vor Schritt, latschten sie durch die Menschenmenge, tiefer hinein in den Lärm, in das Licht, in den Gestank.

Holgers Stimmung sank rapide.

Helmut spürte es, wie er alles spürte. Auch die Schmerzen fingen jetzt wieder an, der Sitz auf dem Rad war vielleicht nicht das richtige für ihn gewesen. Hätte Holger ihn doch im Rollstuhl aus der Stadt herausgebracht! Dann hätten sie jetzt bis zu den Luftschaukeln fahren können. Daran hatten sie beide nicht gedacht.

Holger nahm sich zusammen, um sich seinen Ärger nicht merken zu lassen. Er mußte das nun eben durchstehen! Dann war er alle moralischen Verpflichtungen los. Auch Musch konnte nicht mehr von ihm verlangen.

„Also, wo willst du nun eigentlich hin?" fragte er.

„Wohin du willst", sagte Helmut.

„Ich will gar nicht. Mir ist das schietegal. Sag, was du willst. Aber mach ein bißchen schnell."

„Hast du denn keine Zeit?" fragte Helmut erschrocken.

„Doch, schon... Aber ewig auch nicht."

Holger grüßte gerade ein paar junge Mädchen, hübsche, hochgewachsene Wesen mit langen Pferdeschwänzen, eine blond, die andere braun, die seinen Gruß kühl und hochmütig erwiderten.

Dann kam die Luftschaukel.

Sie allein, die große Luftschaukel, die bei jedem Rummel an der gleichen Stelle stand und immer dieselbe dumme, altmodische Drehorgelmusik von sich gab, war ja Helmuts seltsame

Sehnsucht. Holger wußte es. Obwohl er nicht ganz verstand, was der Freund daran so schön fand. Für ihn gab es viel Amüsanteres auf dem Rummel.

Als kleiner Junge, also noch vor zwei Jahren, hatte er auch gern geschaukelt und dabei seinen Mut und seine Geschicklichkeit bewiesen, je höher er es brachte, je steiler die Schaukel „stand". Das nämlich war der Trick bei der Sache. Das Schiffchen mußte, nach sechs, acht kräftigen Schwüngen, höher und höher hinauf, schließlich sekundenlang oben still stehenbleiben, bis es zurückfiel mit gewaltigem Schwung, um aufs neue hochzuschwingen, wieder stillzustehen und wieder zu fallen . . .

Das hatte Holger damals als Kurzhosigen gereizt. Jetzt war es eigentlich unter seiner Würde. Brauchte er noch Mut und Geschicklichkeit zu beweisen? Wem? Die paar Mädchen, denen er gern hätte imponieren wollen, waren bestimmt nicht gerade in der Nähe.

Holger hätte es viel mehr gelockt, unter den vier oder fünf Schaukeln zu stehen und zuzusehen, wie die leichten Sommerröckchen der Mädchen sich hoben und senkten. Doch darüber sprach Holger mit niemandem, auch nicht mit Helmut Bender. Das war Privatsache.

Bald hatten sie sich bis zur Schiffsschaukel durchgekämpft. Alle fünf Schiffe waren in Betrieb. Einige Stümper versuchten sich da gerade und brachten es kaum bis zu drei Viertel Höhe. Holger musterte geringschätzig, wie sie sich abquälten. Keines der Schiffe „stand" oben.

Helmut humpelte zur Kasse und löste die Karten. Er nahm gleich für dreimal. Dann war ihnen ihr Schiff sicher. Sie brauchten kaum zu warten. Der dicke Mann in gestreiftem Schifferhemd, der die Schaukel bediente, stoppte bald eine mit zwei kleinen Mädchen, die schon grün im Gesicht waren und die Holger, als sie ausstiegen, keines Blickes würdigte.

Als die beiden Jungen einstiegen, sah der Mann etwas skeptisch auf Helmut, meinte, ob es sich das zutraute, deutete auf das Schild am Gestänge: „Auf eigene Gefahr! Der Unternehmer übernimmt keinerlei Haftung!" half ihm aber dann, um den Betrieb nicht aufzuhalten, schnell auf den Sitz.

„Gut festhalten, junger Mann!" sagte er. Helmut nickte, und der Dicke schob an. Langsam begann das blaurot bemalte Schiff zu schwingen.

Helmut saß fest und gut auf seinem Sitz. Seine Arme umkrampften das Eisengestänge, das nach oben lief. Auf seine Arme konnte er sich verlassen. Sie waren durch das Leiden der Beine eher kräftiger geworden in der letzten Zeit, denn er brauchte sie mehr und mutete ihnen mehr zu als früher.

Holger hatte seine schwarzweißkarierte Jacke, die er sonntags zu der langen, grauen Flanellhose trug, Helmut zum Festhalten gegeben. Der hatte sich daraufgesetzt, da er sich mit beiden Händen am Gestänge der Gondel festhielt. Holger stellte sich an die schmale Spitze des Schiffes. Er wußte von früher, daß er von hier aus am besten der Schaukel mit ganzem Körpergewicht den richtigen Schwung geben konnte.

Die Musik setzte gerade wieder neu ein. Opernkenner hätten den Torrero-Marsch aus „Carmen" erkannt. Holger und Helmut war das gleichgültig. Sie genossen, jeder auf seine Art, den Rausch des Fliegens.

Holger schwang. Er legte sich mächtig ins Zeug.

Unten standen jetzt tatsächlich die beiden Pferdeschwänze von vorhin. Er kannte die Mädchen vom Reiten. Sie waren in seinem Alter, und erst heute morgen war er mit ihnen ausgeritten. Zwei Schwestern waren es, er hatte sich den Namen nicht gemerkt, ziemlich hochmütige Dinger von einem Gut in der Nähe, die hier aufs Lyzeum gingen. Aber tolle Reiterinnen. Kunststück! Sie ritten wahrscheinlich, seit sie nicht mehr die Milchflasche bekamen.

Immerhin hatte Holger jetzt das Bedürfnis, den beiden ein bißchen zu imponieren. Ritten sie besser, so sollten sie jetzt erleben, was er für ein prima Schwinger war!

Es ging großartig. Er brauchte sich kaum anzustrengen. Gewaltig schwang die Schaukel aus. Sie überrundete bald alle anderen Schaukeln.

Helmuts Herz klopfte zum Zerspringen. Jetzt war es soweit. Was er sich seit Wochen, seit er wieder halbwegs gesund und doch ein Krüppel war, ersehnt hatte, geschah: Er flog durch die Luft!

Höher und höher! Dem Himmel entgegen! Dem Licht entgegen! Der Sonne entgegen! Von seiner Krankheit schien er nichts mehr zu spüren.

Unten, irgendwo, sehr klein die Menschen, die auf- und niedertauchten!

Unten, irgendwo, die Welt, die Budengassen, die Dächer und Häuser, der Lärm, das Gedudel der Musik, der Horizont, der sich hob und senkte, auf- und niederstieg, nicht mehr da war, wenn man den Kopf weit zurücklegte...

Holger stand hoch über ihm oder war im nächsten Augenblick tief unter ihm. Seine Hosenbeine flatterten im Wind. Sein weißes Hemd bauschte sich. Seine kräftigen, gebräunten Fäuste hielten fest die eisernen Stangen.

„Höher, höher", rief Helmut ihm zu.

„Halt dich bloß fest, Mensch!" brüllte Holger. Er schwang, tief in die Knie gehend, mit aller Kraft, so daß das Schiff höher und höher stieg.

Nun stand es. Der große Augenblick war da. Ganz still stand die Schaukel, eine oder anderthalb Sekunden lang.

Holger hing direkt über ihm im Gestänge.

Jetzt sauste mit leisem, pfeifendem Geräusch die Schaukel zurück, hob sich an der anderen Seite hoch hinauf, Holger brauchte sie kaum noch anzutreiben. Nun saß Helmut hoch über ihm und sah auf Holger hinab.

Tief unten war die Welt. Dort standen die beiden Schwestern, die Pferdeschwänze, die Holger vorhin begrüßt hatte. Sie starrten herauf zu ihnen, die braune und die blonde. Sicher imponierte ihnen Holger jetzt mächtig. Sicher würde Holger nachher viel lieber mit ihnen weiterbummeln als mit ihm.

Der Mann an der Kasse läutete die Glocke. Verweht hörten die beiden Jungen hoch oben in den Lüften ihren Klang.

Das bedeutete das Ende der Fahrt. Sie waren auf ihren gleich für dreimal gelösten Karten schon überlang in der Schaukel. Unten drängten sich die Wartenden. Der Mann wollte es mit seinen anderen Kunden nicht verderben.

Wie zum Trotz gab Holger noch einmal dem Kahn ein paar gewaltige Schwünge. Aber das nützte ihm nichts. Der Mann an der Kasse hatte sich gegen eigenwillige Dauerfahrer vorgesehen. Er stoppte die Schaukel. Sie schwang aus, und als sie den Boden streifte, griffen die schwarzbehaarten Arme des Dicken ins Gestänge und brachten sie schnell zum Stehen.

Holger sprang heraus. Er taumelte ein wenig, als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Sein Gesicht war gerötet, Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Das helle Haar fiel ihm tief ins Gesicht. Er warf es zurück und strich es mit schnellen Griffen glatt.

Helmut saß verkrümmt, unfähig, sich zu rühren, auf seinem Platz. Ein furchtbares Gefühl der Leere und der Ernüchterung erfüllte nach dem wilden Taumel dieser Minuten sein Herz.

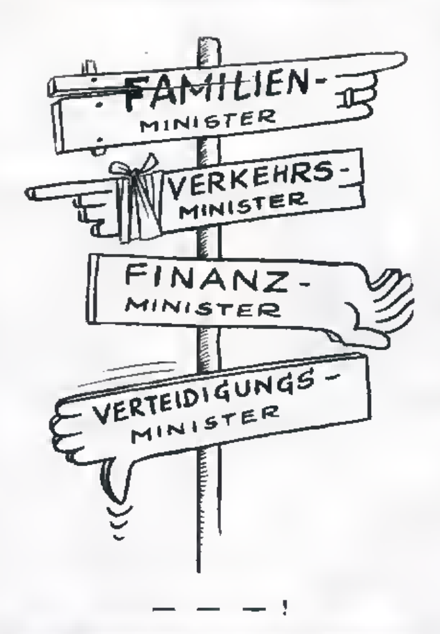
Holger beugte sich erschrocken über ihn. Die Leute, die die Schaukel besteigen wollten, drängten.

Der Mann im gestreiften Schifferhemd trat hinzu. Was hier los sei, wollte er wissen. Ob es dem Jungen schlecht geworden sei? Das käme davon, wenn man nicht genug kriegen konnte!

Holger hob mit schnellem Griff den Freund aus dem niedrigen Schiffchen und stellte ihn auf seine Füße.

Als er sich umwandte, standen lachend die beiden Pferdeschwänze hinter ihm.

Holger wurde feuerrot. Warum wird er vor den blöden Dingern rot? dachte Helmut. Schämte er sich seiner, weil er Schmerzen hatte und schwindlig war und wie ein Häufchen Elend, gekrümmt, an dem Pfosten gelehnt, dastand?



Holger wandte sich von ihm ab, ließ ihn einfach stehen und trat zu den beiden Mädchen:

„Tag, Inge, Tag, Bärbel. Wie geht's?"

„Mensch, – du hast ja doll geschaukelt!" sagte Inge, die Blonde.

„Es geht. Jedenfalls stand der Kahn oben ganz gut – was?"

„Phantastisch!" zwitscherte die Braune.

„Wir haben die ganze Zeit zugesehen. Hast du wohl gar nicht gemerkt?"

„Nee", sagte er. Natürlich hatte er es gemerkt.

„In so'n Ding würde ich mich nicht getrauen." Inge strahlte Holger, der einen guten Kopf größer war, bewundernd an.

„In Röcken schon gar nicht!" kicherte Bärbel. „Hebt ja alles hoch."

„Eben", sagte Holger sachlich. „Drum macht's ja Spaß."

„Den anderen vielleicht, die unten stehen!" lachte die Braune.

„Außerdem hat es uns Papa strengstens verboten!"

Was schwatzten sie für Unsinn, dachte Helmut, noch an seine Säule gelehnt. Allmählich wurde ihm besser. Das Schwindelgefühl wich.

„Was machst du jetzt?" fragte Inge.

„Weiß nicht", Holger warf einen Seitenblick auf Helmut. Er überlegte, wie er ihn loswerden konnte.

Die beiden Mädchen schienen Helmut gar nicht zur Kenntnis zu nehmen. Sie sahen nur verzückt auf Holger.

Und Holger dachte offenbar gar nicht daran, ihn den jungen Damen vorzustellen. Daß man so was tat, hatte er wohl noch nicht gelernt. Oder hatte er es vergessen? Oder wollte er nicht?

Ein bitterer Schmerz stieg in Helmut auf. Wie einen Hund behandelte er mich, den man verleugnet, weil er ohne Leine in den Anlagen läuft...

„Machen wir einen Bummel?" fragte Bärbel, die Braune. „Hast du 'n bißchen Zeit?"

„Klar. Ich muß erst um acht zu Haus sein!"

„Und wir erst um zehn!" zwitscherte Inge.

„Also los! Gehen wir!" schlugen die Mädchen vor.

„Moment mal", sagte Holger verlegen. „Geht ruhig voraus. Ich muß erst noch meinem Freund auf Wiedersehen sagen."

„Na schön. Aber komm gleich. Sonst verlieren wir uns!"

„Zwei so Hübsche finde ich immer wieder."

„Wußte gar nicht, daß du auch Kavalier sein kannst. Beim Reiten merkt man davon nämlich nichts", meinte Inge spitz.

„Quatsch! Ihr habt mich ja gar nicht zur Kenntnis genommen bisher."

„Hast du 'ne Ahnung!"

Die beiden faßten sich unter und gingen lachend und schnatternd davon. Aber schon an der nächsten Bude blieben sie stehen und behielten Holger im Auge. Er sah es mit Befriedigung.

Er trat zu Helmut:

„Bist mir nicht böse, wenn ich noch ein bißchen bleibe?"

„Wieso denn böse?" Helmut konnte kaum sprechen. Seine Kehle war wie zugeschnürt.

„Na ja. Du siehst so aus."

„Quatsch!"

„Wie kommst du denn nach Hause?"

„Das laß nur meine Sorge sein!"

„Nimm dir ein Taxi. Vorn am Ausgang stehen immer welche."

„Ist schon gut."

„Hast du Geld?" Holger kramte in seinen Hosentaschen und förderte ein paar Münzen zutage. „Zwofuffzig", zählte er. „Reicht das?"

Er hielt ihm die Hand mit dem Geld hin. Es war sein letztes, aber die Pferdeschwänze hatten sicher gut getankt.

Helmut schlug ihm auf die Hand, die das Geld hielt. Die Münzen fielen zu Boden und rollten über die Holzbretter davon.

Holger sah ihn mit hartem, bösem Blick an. Einen Augenblick schien es, als wolle er zurückschlagen.

Dann sagte er:

„Manchmal bist du schon saublöde!" Er bückte sich und sammelte das verstreute Geld auf.

Als er sich umwandte, war Helmut in der Menge verschwunden.

Na schön, dachte Holger. Wenigstens habe ich ihn los. Zum Krankenpfleger eigene ich mich nun mal nicht. Außerdem hab ich mich lange genug geopfert. Mehr kann auch Musch nicht verlangen.

Dann rannte er den Mädchen nach.

(Fortsetzung folgt)

Olaf Herfeldt:

DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE



„Ihr Artikel gefällt mir nicht!" Ich packte Tillhaus an den Rockaufschlägen und zog ihn vom Stuhl hoch ...

Zeichnung Bierwisch

Verrückt spielen — so eindrucksvoll und intensiv wie möglich: mit dieser Methode bereitet der berufsmüde Filmschauspieler Alexander Trent seinen „Tod" vor. Wenn seine Umwelt ihn wirklich für geisteskrank hält, wird sein plötzliches Verschwinden glaubhafter sein. Also prügelt sich Trent ständig mit irgendwelchen Leuten herum, fällt auf Parties und in vornehmen Lokalen unangenehm auf und — denkt unaufhörlich an Maria, die in Italien auf ihn wartet, um mit ihm ein neues Leben zu beginnen. Als der Klatschjournalist Tillhaus die Allüren des Filmstars in seinem Blatt heftig kritisiert, erscheint Trent überraschend in der Redaktion und bleibt in drohender Haltung vor Tillhaus' Schreibtisch stehen ...

Was wollen Sie, Trent?" brummte Tillhaus, ohne mit dem Schreiben aufzuhören.

„Intelligente Frage!" gab ich zurück. „Natürlich haben Sie wieder mal keine Ahnung."

Er nahm jetzt endlich die Finger von den Tasten, lehnte sich zurück, machte „Hm..." und zündete sich eine seiner schwarzen Zigaretten an.

„Mir gefällt Ihr Artikel nicht, Tillhaus", sagte ich.

Er gab keine Antwort, grinste verkniffen und beobachtete mich voll Vorsicht.

„Und da mir Ihr Artikel nicht gefällt", redete ich ruhig weiter, „und ich mich auch nicht freiwillig mit Dreck bewerfen lasse, Sie mir außerdem keine Antwort geben wollen, glaube ich, daß Sie nicht erstaunt sein werden, wenn ich Ihnen jetzt die Quittung überreiche!"

Ich beugte mich vor, faßte nach seinen Jackenaufschlägen und riß ihn vom Stuhl.

„Tun Sie's nicht, Trent", murmelte er drohend.

Da schlug ich zu. Ich traf sein Kinn, und der Schlag riß ihn über den Stuhl und mit dem Stuhl zu Boden.

Die beiden Journalisten, die sich bis zu diesem Augenblick nicht eingemischt hatten, waren aufgesprungen und kamen hinter ihren Schreibtischen hervor. Ich hatte den Eindruck, daß sie ihren Kollegen nicht sonderlich bedauerten.

Zu dritt beobachteten wir Tillhaus, der sich stöhnend aufgesetzt hatte, sein Kinn betastete und sich dann langsam

Die Entwicklung

der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zeigt die nachfolgende Tabelle, in der wir die von der „Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern (IVW)" geprüften Zahlen der Auflage in den letzten zehn Jahren veröffentlichen.

Die Leserschaft setzt sich von Anfang an in wachsender Zahl aus den Gebildeten aller Stände in allen Gebieten der Bundesrepublik zusammen. Dieser einmaligen Verbreitung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ist der Erfolg der Anzeigen, deren Zahl und Umfang in gleichem Maße gestiegen sind, zu verdanken.

Im I. Quartal	Druckauflage	Abonnenten	Verkaufte Auflage Abonnements- und Straßenverkaufs-exemplare
1951	50 769	36 783	42 865
1952	70 259	54 960	62 634
1953	92 668	73 139	81 579
1954	130 202	100 934	111 751
1955	161 875	125 640	141 785
1956	177 203	137 380	155 388
1957	199 046	153 559	173 524
1958	214 275	169 210	190 215
1959	228 292	177 449	201 319
1960	241 271	187 372	212 535
1961	257 598	196 866	224 239



Das junge Weltblatt mit alter Tradition

DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE

und schwerfällig erhob. Einer der beiden Kollegen sagte: „Wenn er sich nicht wehrt, dürfen wir nicht zulassen, daß Sie ihn noch einmal zusammenhauen."

„In Ordnung", sagte ich.

Wir warteten auf das, was Hermann Tillhaus zu unternehmen beabsichtigte. Ich hoffte inständig, daß ihm genug Vernunft geblieben war, einer für ihn aussichtslosen Prügelei aus dem Weg zu gehen. Es war mir wahrhaftig nicht leicht gefallen, den kleinen Journalisten niederzuschlagen. Er tat mir aufrichtig leid.

Meine Hoffnung erfüllte sich. Tillhaus war zum Schreibtisch getreten, hob den Telefonhörer von seinem Apparat und wählte – ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen – eine Nummer. Er wartete auf die Verbindung und sagte dann mit heiserer, unterdrückt erregter Stimme: „Herrn Rechtsanwalt Zingel, bitte!"

Ich nickte zufrieden, drehte mich um und verließ das Zimmer.

Erst auf dem Weg zur Bank wurde mir klar, daß ich mir einen gefährlichen Feind geschaffen hatte. Hermann Tillhaus würde alles daransetzen, um die Kränkung zurückzuzahlen. Und Tillhaus war ein unberechenbarer, intelligenter Feind.

Sollte ich einen Fehler gemacht haben?

*

Von meinem Konto auf der *Hypotheken- und Wechsel-Bank* hob ich an diesem Nachmittag 10000 Mark und von der *Dresdener Bank* 13000 Mark ab. Anschließend besuchte ich das Büro meines Produzenten Robert R. Lopetz, um dort eine fällige Restgage zu kassieren.

Lopetz traf ich nicht an. Der kleine Kassenverwalter der Firma überreichte mir einen Verrechnungsscheck über vierzigtausend Mark.

Ich blickte auf den Scheck, dann auf meine Armbanduhr. Es war genau 15 Uhr 5 Minuten. „Ich will einen Barscheck!" sagte ich.

Der Kassenverwalter machte ein betroffenes Gesicht. „Aber Herr Trent, wir zahlen doch immer..."

„Wie Sie sonst zahlen, ist mir egal, Fronzel. Heute will ich einen Barscheck!"

„Aber der Chef ist doch nicht da, Herr Trent", jammerte er.

„Sie besitzen doch Blankoschecks!"

Fronzel begann unglücklich mit dem Kopf zu wackeln. „Aber nur noch einen, Herr Trent – und Ihren Verrechnungsscheck habe ich bereits gebucht. Ich weiß nicht..."

„Bekomme ich nun den Barscheck oder nicht?"

„Also gut." Fronzel seufzte, setzte sich an seinen Schreibtisch und füllte den Barscheck aus. Seufzend stand er wieder auf und ließ ihn sich von mir aus der Hand nehmen. „Bitte eine Frage, Herr Trent", sagte er.

„Ja, Fronzel?"

„Warum bestanden Sie ausgerechnet auf einem Barscheck? Unsere Firma zahlt pünktlich, dafür habe ich immer gesorgt. Und wir haben auch keinen Konkurs der Finanziers zu befürchten. Ich verstehe das nicht..."

Ich schob den Scheck in die Tasche, lächelte dem Kassenverwalter freundlich zu und sagte: „Sie werden es nicht glauben, Fronzel – aber ich selbst verstehe es auch nicht! Hätten Sie mir, zum Beispiel, einen Barscheck gegeben, dann hätte ich einen Verrechnungsscheck verlangt. Und wenn es Bargeld gewesen wäre, hätte ich es nicht angenommen. Auf Wiedersehen, mein lieber Fronzel."

Ich ließ den armen Kerl stehen und ging, überzeugt, einen neuen Zeugen für meine Unzurechnungsfähigkeit gewonnen zu haben.

Um 15 Uhr 20 zahlte man mir in der *Industrie- u. Handelsbank* den Barscheck aus. Um 15 Uhr 27, drei Minuten vor Bankschließung, betrat ich – heute zum zweitenmal – den Schalterraum der *Hypotheken- und Wechsel-Bank.*

„Wie ist mein Kontostand?" fragte ich den ersten Beamten, den ich an der Abfertigung antraf.

Der Beamte brauchte zwei Minuten, um es nachzuprüfen. „Einhundertsiebenundvierzigtausend Mark und dreizehn Pfennige, Herr Trent!"

„Schön, dann zahle ich jetzt neuntausendundneunhundertneunundneunzig Mark und siebenundachtzig Pfennige ein."

Der Mann lächelte geflissentlich, brach aber sofort ab, als er mein ärgerliches Gesicht sah. „Sie haben doch heute zehntausend Mark abgehoben, Herr Trent – wenn ich darauf aufmerksam machen darf."

„Das weiß ich."

„Verzeihen Sie. Aber wäre es nicht einfacher, die gesamte Summe zurückzuzahlen?" Er lächelte. „Ich nehme an, Sie haben das Geld nicht benötigt und wollen es nicht in der Tasche herumtragen."

„Eben", grunzte ich. „Aber ich bin abergläubisch."

Der Beamte starrte mich an und schluckte. Endlich begann er zu begreifen. Er glaubte es wenigstens. „Es stören Sie die dreizehn Pfennige, nicht wahr, Herr Trent?"

„Richtig."

Jetzt strahlte der Beamte. „Ich verstehe", versicherte er. „Doch erlaube ich mir, Ihnen eine einfachere Lösung vorzuschlagen, Herr Trent."

Ich zog die Brauen hoch und sagte nichts.

„Sie zahlen jetzt zehntausend Mark auf Ihr Konto ein, und wir – wir geben Ihnen eine Kassenanweisung auf dreizehn Pfennige..."

„Sind Sie verrückt geworden?" stieß ich erregt hervor. „Nach Ihrer sogenannten Lösung habe ich ja die dreizehn Pfennige dann in der Tasche, Mann! Dreizehn Pfennige in meiner Tasche! Wollen Sie etwa, daß ich überfahren werde? Wünschen Sie meinen Tod? Jawohl, ich sehe es Ihnen an – Sie trachten mir nach dem Leben!"

Der Bankbeamte stand mit hängenden Armen und kalkweißem Gesicht da. Seine Hände zitterten. Ich hatte in der Halle so laut und aufgeregt geredet, daß man aufmerksam geworden war. Alles starrte uns an. Ein Vorstand erschien, dann zwei Direktoren. Sekretärinnen kicherten, die Beamten flüsterten erregt. Niemand arbeitete. Es war eine großartige Szene!

Ich verhandelte mit den Direktoren. Auch sie brauchten einige Zeit, um sich in meinen Gedankengängen zurechtzufinden – kein Wunder. Dann aber wurde mir eiligst beteuert, daß ich jede Summe einzahlen könne, die mir Spaß mache.

Also zahlte ich neuntausendneunhundertneunundneunzig Mark und siebenundachtzig Pfennige ein. Der Beamte, dessen Hände sich noch nicht beruhigt hatten, verbrauchte drei Formulare und gute drei Minuten dazu. Seinen Kollegen, den beiden Direktoren, dem Vorstand und den Sekretärinnen jedoch war ich unheimlich geworden. Sie betrachteten mich, wie sie eine Mondkuh betrachtet hätten: Neugierig, doch ängstlich, mißtrauisch und besorgt.



„Ich habe — bicks — aber nur das Bäumchen umgefahren!"

Einige Minuten später verließ ich die Bank, trank in der Passage gegenüber einen Espresso und kaufte mir eine Zeitung.

Wie vorauszusehen, hatte Tillhaus in ihr bereits seinen zweiten Artikel gegen mich placiert. Er schilderte, daß ich in die Redaktion seines Blattes gekommen sei und ihn niedergeschlagen habe. Zum Schluß stellte er die Frage nach meinem Geisteszustand.

Mehr hatte ich wirklich nicht erwarten können!

Aber das Leben eines „Enfant terrible" war anstrengend – fast ein wenig zu anstrengend, stellte ich fest. Die

erste Generalprobe auf Lopetz' Party, meinen Auftritt im „Club der Fünfzig" und diesen Tag heute hatte ich einigermaßen gut überstanden. Doch noch lagen acht, vielleicht auch zehn Tage vor mir, in denen ich meinen neuen Ruf als halbverrücktes, saufendes, unberechenbares und gemeingefährliches „Genie" ausbauen und festigen mußte!

Den nächsten Morgen – es war ein Samstag – eröffnete ich durch einen Streit mit Vera. Ich schrie und tobte etwa zwanzig Minuten, warf zum Abschluß das Frühstücksgeschirr gegen die Wand und entfernte mich heiser und erschöpft.

Später machte ich mit den Schimpansen einen Spaziergang im Englischen Garten, setzte mich dabei auf eine Bank und bewies meinem staunenden Publikum, daß ich tatsächlich ein Trinker war, indem ich – Silberbecher für Silberbecher – einen halben Liter Whisky in mich hineinschüttete. Daß der Whisky stark mit Wasser verdünnt war, wußte ja keiner . . .

Um elf Uhr fuhr ich mit einem Taxi vor der *Hypotheken- und Wechselbank* vor, betrat die Schalterhalle und zahlte zwanzigtausend Mark auf mein Konto ein. Augustus und Eulalia hatte ich mit einem anderen Taxi zurückbringen lassen.

Eine halbe Stunde später zahlte ich noch einmal zwanzigtausend Mark auf mein Konto bei der *Dresdner Bank* ein.

Gegen zwölf Uhr ließ ich mich bei dem Direktor der *Deutschen Bank* melden, lud ihn zu einem Whisky ein und eröffnete ein drittes Konto, auf das ich die verbliebenen dreizehntausend Mark – die ich von der *Deutschen Bank* abgehoben hatte – einzahlte.

Danach telefonierte ich mit Georg, meinem Diener. Georg hatte vor einer Stunde seinen Urlaub beendet und war ins Haus zurückgekehrt. Ich bat ihn, den Volkswagen, der noch immer beim Schwimmbassin stand, zu meinem Bekannten, dem Autoverleiher Zapf, zurückzufahren.

„Sehr wohl, Herr Trent", hörte ich Georgs Stimme. „Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?"

Ich dachte nach. „Nein, Georg."

„Ich hoffe, Herr Trent, daß es Ihnen gut geht?"

„Prächtig", knurrte ich, „einfach prächtig!" Damit legte ich auf. Auch der gute Georg schien sich bereits Sorgen um mich zu machen.

Das Mittagessen nahm ich in einem hochfeudalen Restaurant ein. Ich bestellte eine Erbsensuppe mit Würstchen, ein Glas Mineralwasser und eine Scheibe Graubrot.

Der Kellner in seinem Frack war entsetzt. Er räusperte sich genau viermal und machte dann den Versuch, mich zu Truthahn mit heißen Trauben und Chips zu überreden.

Ich schüttelte den Kopf. „Nichts zu machen, mein Lieber. Es bleibt bei Erbsensuppe und Würstchen. Ich muß sparen!"

Der Kellner entfernte sich stumm und erschüttert. Ich bekam die Erbsensuppe. Sie schmeckte vorzüglich.

*

Am Sonntag legte ich eine Ruhepause ein. Ich schlief bis zum Mittag, nahm ein Sonnenbad, ging Vera erfolgreich aus dem Weg, trank keinen Tropfen und lag um 22 Uhr im Bett.

Montag: Drehbeginn des neuen Films, mit mir und der Fritzen in den Hauptrollen! Betrunken ins Atelier, Krach mit Lopetz, dem Produzenten. Anschließend zur *Hypotheken- und Wechsel-Bank*, 50000 Mark abgehoben

DER MANN, DER ZWEIMAL LEBTE

und 40000 Mark auf das neue Konto der *Deutschen Bank* eingezahlt. Von der *Dresdner Bank* 20000 Mark abgehoben. Abends der Empfang von neunzehn Verehrerinnen (Lyzeums-Schülerinnen) in meinem Haus in Grünwald. Die Verehrerinnen werden von Georg beim geheizten Schwimmbassin mit Kakao bewirtet, während ich im Wasser eisgekühlten Whisky schlürfe.

*

Dienstag: Betrunken ins Atelier. Abbruch der Dreharbeit durch Close, den Regisseur, nach einer Stunde. Danach zur *Hypotheken- und Wechsel-Bank*, 15000 Mark eingezahlt. Zur Autobahn und mit 150 Sachen nach Salzburg (wo ich, in einem Altwarenmagazin der Altstadt, eine Hose, eine Jacke, einen Pullover mit langen Ärmeln und ein Paar schwarze Halbschuhe kaufte). Mit 150 nach München zurück. Am späten Abend, in der Heino-Bar, Streit mit dem Kameramann von Helmberg, dem ich einen Sektkübel samt Wasser und Eis über den Kopf stülpe.

*

Mittwoch: Nicht betrunken ins Atelier, aber mit einer Flasche Whisky (wiederum zu zwei Dritteln mit Wasser verdünnt!), die ich während der Arbeit austrinke. Kleiner Nervenzusammenbruch des Regisseurs. Gewaltiger Krach mit Robert R. Lopetz. Weinkrampf der Fritzen. Ich bekomme Prügel von zwei ehrgeizigen Kollegen, deren Zorn ich durch die Worte „Halbtrottel" und „Nichtskönner" erregt habe, und verlasse gekränkt das Atelier. Am Nachmittag 27000 Mark von der *Hypotheken- und Wechsel-Bank* abgehoben, davon 21000 Mark auf die *Deutsche Bank* eingezahlt. Später von einer Polizeistreife wegen zu schnellen Fahrens gestoppt und die Beamten beschimpft. Festnahme, Haft und Blutuntersuchung auf Alkohol!

*

Donnerstag: um 16 Uhr Haftentlassung durch Anstrengungen meines Anwalts, aber Anzeige wegen Beleidigung und Widerstands gegen die Beamten. Da der Alkoholgehalt 1,0 pro Mille betrug, Androhung des Führerscheinentzugs! An diesem Abend früh ins Bett. Keinen Whisky. Zwei Schlaftabletten.

*

Freitag: Wieder angetrunken ins Atelier. Gereizte Stimmung. Arbeit bis zur Mittagspause. Dann verschwinde ich ohne Abmeldung. Zur *Deutschen Bank*. Vierzehntausend Mark abgehoben und davon neuntausend Mark auf die *Hypotheken- und Wechsel-Bank* eingezahlt. Dort einen Bankdirektor beleidigt und einen Mann des Ordnungspersonals geohrfeigt, der mir das Beklopfen einer Sekretärin verbieten will. In der Abenddämmerung zurück und neuen Streit mit dem Produzenten, dem Kameramann und dem Regisseur, weil ich die plötzliche Idee habe, ein neues Drehbuch zu verlangen...

*

Und so machte ich weiter. Mein Dasein bestand nur noch aus Prügeleien, Beleidigungen, Wutanfällen, Whisky, scheinbar sinnlosen Geldtransaktionen, Affenspaziergängen und anderen Verrücktheiten. Es hagelte Verwarnungen, Strafanzeigen und Prozeßandrohungen. Mich kümmerte das alles nicht.

Bis zum Freitag hatte ich durch mein wirres Transaktionssystem unauffällig 26000 Mark beiseite gebracht, auf die man – wenn alles andere planmäßig ablief – nicht stoßen würde. Dieses Geld hatte ich in den Taschen der Hose versteckt, die ich mit den anderen Kleidungsstücken in Salzburg gekauft und im verschlossenen Kofferraum meines Jaguar versteckt hatte.

Drei Tage später, am Montagvormittag, hatte ich 42000 Mark zusammen. Am Nachmittag löste ich mein Konto bei der *Dresdner Bank* auf und verteilte es zu gleichen Teilen auf die beiden anderen Konten. Damit mußte sich die Verwirrung steigern, falls man nach dem „Tode" Alexander Trents Verdacht schöpfen sollte. Mein Rezept war denkbar einfach: Man hielt mich im Augenblick für einen Verrückten und hatte sich das Wundern über mich abgewöhnt. Auch über Alexander Trents Tod würde man sich jetzt nicht mehr wundern. Sollte aber durch einen Zufall ein ganz Schlauer Verdacht schöpfen, dann würde er bei seinen Nachforschungen entdecken, daß ich tatsächlich nur sinnlose und verrückte Kontenänderungen vorgenommen hatte. Das Verschwinden der 42000 Mark, bei einem Gesamtvermögen von fast einer halben Million, wirkte auf diese Weise unverdächtiger als der geschickteste Trick. Ein Verrückter, der täglich hohe Summen von einer Bank zur anderen trägt, sich prügelt, trinkt und jeden Unsinn anstellt, kann Geld verlieren, verschenken, fortwerfen, verbrennen – oder unbemerkt bestohlen werden...

Am Dienstag, dem ersten Tag seit Drehbeginn, erschien ich erstaunlich nüchtern im Atelier. Ich war nicht launisch, begann keine Streiterei und arbeitete hart und konzentriert bis in die Nacht hinein. Die Kollegen, Lopetz und Close atmeten auf, blieben aber mißtrauisch. Noch konnten sie nicht glauben, daß ich wieder vernünftig geworden war.

*

Und dann kam der Mittwoch – jener Tag, an dem der Schauspieler Alexander Trent sterben sollte!

Auch am Mittwochmorgen war ich nüchtern, als ich ins Atelier trat. Ich machte ein paar Witze, ließ mir vom Regieassistenten eine Flasche Trinkmilch holen und prostete damit scherzhaft dem dicken Lopetz zu, der eben aus dem Garderobengang trat.

Der Dicke blinzelte mißtrauisch.

„Feiern wir Versöhnung, Lopetz!" schlug ich vor. „Ich war nicht nett zu Ihnen, zu Close und den anderen. Das tut mir leid, und ich will es damit gutmachen, daß ich alle hier im Atelier zu einer Gartenparty bei mir einlade. Einverstanden?"

Man war einverstanden.

„Wann?" brummte Lopetz, der nie eine Party ausließ.

„Heute abend, neunzehn Uhr."

Der Dicke schnaufte: „In Ordnung! Close soll um achtzehn Uhr Schluß machen – ausnahmsweise."

Wir arbeiteten bis 18 Uhr. Auf die Minute pünktlich ließ Close aufhören und trat dann in die Dekoration, in der ich stand.

„Ich möchte mich bedanken", sagte er und reichte mir die Hand. „Eigentlich hatte ich heute die Absicht, zu kün-

digen, weil Sie ..." Er stockte, nahm die Hornbrille ab und preßte die Lippen zusammen.

„Schon gut, Close." Ich schlug ihm auf die schmale Schulter. „Ich werde bei der Arbeit nicht mehr trinken."

Er nickte und sah mich mit großen, vertrauensvollen Augen an. „Danke, Herr Trent!"

„Aber heute abend trinken wir beide ein ganzes Faß aus, Close – abgemacht?"

„Abgemacht!" bestätigte er und lächelte schüchtern.

„Soll ich Sie mitnehmen, Close?"

„Nein, danke. Ich – ich habe jetzt auch ein Auto." Der kleine Mann sagte es fast schuldbewußt, drehte sich um und ging schnell davon. Seine Schritte hallten in dem großen, leergewordenen Atelier.

Während ich mich auf den Weg zu meiner Garderobe machte, überlegte ich, ob Close wohl die Nachricht von meinem Tode erschüttern würde. Ich befürchtete es.

*

Lopetz, zwei Kameraleute und der Drehbuchautor waren die ersten, die in meinem Haus erschienen. Sie benahmen sich überlaut und verkrampft und beeilten sich, durch Alkohol in Stimmung zu kommen.

Dann trafen die anderen ein: Drei Sternchen, ein Schnulzensänger im roten Frack, zwei Dutzend Komparsen, ein Bildreporter, drei Journalisten, ein halbes Dutzend namhafter Kollegen sowie ein Haufen mehr oder weniger erfolgreicher Kolleginnen. Zuletzt kamen Barbara Fritzen, ein Schlagerkomponist, Close und eine Handvoll Leute, denen ich nie begegnet war und die mich doch wie einen alten Bekannten begrüßten. Das ist in meinem Beruf nichts Außergewöhnliches.

Auch meine Frau Vera hatte sich entschlossen, die Party durch ihre Anwesenheit zu verschönern. Sie spielte die Gastgeberin, trank wenig und flirtete mit dem Schnulzensänger, der sich im letzten Jahr zwei „goldene Schallplatten" erjammert hatte und somit auf dem besten Weg war, Caruso auszustechen.

Es war eine Party wie zahllose andere Partys. Und doch war es eine einmalige Party. Es war die letzte Party in Alexander Trents Leben und sein letzter, größter Auftritt!

Eine halbe Stunde vor Mitternacht hielt ich meine Zeit für gekommen. Ich hatte nicht viel getrunken, mich aber langsam wieder in den gefürchteten Zustand des betrunkenen, lärmenden und halbverrückten Trent hineingespielt. Ich suchte Streit mit Lopetz und nannte ihn einen Blutsauger und eine fette, hirnlose Qualle. Ich warf einen Fotoreporter mitsamt seiner Kamera und Blitzlicht ins Schwimmbassin.

Danach rief ich meinen Diener Georg. Georg näherte sich zögernd, den Kopf zwischen den Schultern und mit besorgtem Gesichtsausdruck. Meine Zuschauer wieherten vor Vergnügen. Sie erwarteten jetzt einen besonders gelungenen Spaß von mir.

„Georg!" begann ich und torkelte ein wenig, ehe ich mich in einen Sessel fallen ließ. „Mein lieber, lieber Georg – Sie werden doch keine Angst vor dem bösen, bösen Trent haben?"

Georg schüttelte den Kopf und trat einen Schritt näher. Die Zuschauer gröhlten begeistert.

„Nein, Herr Trent", sagte Georg ruhig.

„Sie sind ein ausgezeich – zeichneter Diener", lallte ich. „Ein Muster von einem ausgezeich – zeich... Na ja, Sie wissen schon!"

„Jawohl, Herr Trent!" Georg machte nun wieder sein undurchdringliches Dienergesicht. Ich wußte, daß er sich für mich schämte. Guter, alter Georg!

Ich fischte meinen Füllhalter aus der Tasche, schraubte ihn auf und brabbelte: „Schön, schön – jetzt kriegen Sie die Quittung dafür. Ein gelungener Abend übrigens, finden Sie nicht? Hm – na, wo ist denn mein kleines Scheckbüchlein? Na, wo ist – ja, da haben wir's!"

Das Scheckheft vor mir auf dem Tisch, den Füllhalter in der Hand, blickte ich sekundenlang zu meinem Diener auf. Dann schrieb ich die Zahl „5" in die oberste Ecke des obersten Scheckformulars und hob wieder den Kopf zu ihm. „Wieviel Nullen, Georg?"

Das Gesicht meines Dieners wurde blaß. Der Lärm der Zuschauer war verstummt. Niemand redete mehr.

Ich trank von einem Whiskyglas, das auf dem Tisch stand, grinste noch ein wenig versonnen vor mich hin und schrieb dann die „0" viermal hinter die „5". Ich füllte den Scheck ordnungsgemäß aus, unterschrieb ihn, riß ihn aus dem Heft und schob ihn meinem Diener in die Jackentasche. „Aber nicht ver – versaufen, alter Junge!"

Georg hatte keine Bewegung gemacht. Einige der Zuschauer, die um uns herumstanden, lachten verärgert auf. Andere schüttelten die Köpfe.

Ich erhob mich umständlich und schlug dem erstarrten Diener auf die Schulter. „Meine Badehose, Georg! Bringen Sie sie zum Wagen!"

„Sehr wohl, Herr Trent", murmelte Georg, drehte sich um und wandelte wie im Traum davon.

Ich wandte mich an die Gäste. „Kinder, ich brauche ein frisches Bad an der Küste. Wer kommt mit?"

Man sah mich verständnislos an.

„Niemand also!" brummte ich verächtlich.

„Kommt darauf an, welche Küste Sie meinen, Trent", sagte der Schnulzensänger. „Die nächste Meeresküste ist einige Hundert Kilometer entfernt!"

Ich hielt mich an der Sessellehne fest. „Sehr richtig, die meine ich!"

Close trat vor. „Das ist irrsinnig, Herr Trent! Das dürfen Sie nicht tun. In dem Zustand..."

„Kommt jemand mit oder nicht?" rief ich, stieß mich vom Sessel ab und ging mit unsicheren Schritten zur offenen Terrassentür. Irgend jemand hinter mir lachte. Eine Stimme sagte: „Jetzt ist er ganz verrückt geworden. Laßt ihn laufen..."

Danach hörte ich nichts mehr. Mich immer noch betrunken stellend, wankte ich um das Haus zur Garage, öffnete die Türen und setzte mich in den Wagen. Als ich den Motor anließ, tauchte Georg neben meinem Fenster auf.

„Ach ja, die Badehose! Danke, Georg." Ich nahm ihm die Hose aus der Hand, warf sie neben mich auf den Sitz und stieß rückwärts aus der Garage.

Vom Hauseingang kam Licht und Geschrei. Einige meiner Gäste hatten sich wohl doch noch entschlossen, Trents Leben zu retten. Ich ließ den Motor aufheulen und schaltete in den ersten Gang.

Mein Diener Georg stand plötzlich wieder neben mir. „Sie haben wirklich die Absicht..."

Ich gab Gas, und Georgs Stimme blieb hinter mir. Hinter mir blieb das Gejohle der Gäste, das Haus, das Schwimmbassin. Vera und die ganze verfluchte Wirklichkeit des „genialen Schauspielers" Alexander Trent!

(Fotsetzung folgt)

Verheizt!

Geheime Reichssache

So begann es: kommunistischer Aufruhr in Madrid im Juli 1936. ▲

Und so endete es: rotspanische Flüchtlinge in einem ▼ Auffanglager hinter der französischen Grenze.

Hinter den Kulissen der Weltpolitik
Von Rudolf Schwarz

Vom Sturmwind der Geschichte verweht sind die Flüchtlinge des spanischen Bürgerkrieges. Was aber ist aus den Führern geworden, deren Namen einst in den Spalten der Weltpresse gestanden haben?

Mit angehaltenem Atem lauschen die Flüchtlinge auf Stimmen im Nebenzimmer. Nur eine dünne Wand trennt sie von ihren Todfeinden: den Faschisten.

Bis zu dem kleinen spanischen Fischerdorf Adra, fünfundzwanzig Meilen von Almeria entfernt, haben sie sich durchgeschlagen: der bärtige, rotspanische General El Campesino und eine Handvoll Gefährten. Der Ort ist noch nicht von den Truppen Francos besetzt gewesen.

Der Bürgerkrieg geht zu Ende, die rotspanische Front ist zusammengebrochen. Die Landstraßen zur französischen Grenze sind mit Flüchtlingen verstopft. Am Strand des Mittelmeeres gleiten im Schutze der Nacht Fischerboote leise ins Wasser, vollgepfercht mit republikanischen Offizieren, russischen Instruktoren und kommunistischen Funktionären.

Auch El Campesino und seine Freunde suchen ein Fahrzeug.

„Du mußt uns helfen, Belmonte!", schreit El Campesino den republikanischen Bürgermeister an. „Wir brauchen ein Boot!"

„In Ordnung, Genosse General! Wartet noch die Nacht ab!"

Die Männer ziehen sich in ein Nebenzimmer des Gemeindeamtes zurück, um nach der aufregenden Flucht endlich etwas Ruhe zu finden. Plötzlich hören sie Schüsse fallen. Rufe und Schreie gellen durch die Dorfstraße.

„Die Faschisten", flüstert einer der Gefährten des El Campesino. „Wir sitzen in der Falle."

„Halts Maul!" zischt der kommunistische Bürgerkriegs-General. Auf Zehenspitzen schleicht er zur Tür und dreht leise den Schlüssel um. Dann packen seine derben Hände die Maschinenpistole. Die Mündung ist auf die Tür gerichtet.

Gerettet?

Nebenan werden Stimmen laut. Der nationalspanische Bürgermeister hat seinen Vorgänger von Soldaten verhaften lassen. Um zu verhindern, daß ein anderer Anwärter ihm zuvorkommt, quartiert sich der neue Bürgermeister mit seinen Anhängern für die Nacht im Gemeindeamt ein.

Die Flüchtlinge hören, daß das Radio angestellt wird. Ein Sprecher der

Geheime Reichssache

Nationalisten gibt Nachrichten und Meldungen durch.

„. . . heute morgen wurde an einem Kontrollpunkt an der Straße nach Malaga der berüchtigte rote General El Campesino von unseren Wachen erkannt. Er konnte sich der Festnahme durch einen feigen, hinterhältigen Überfall noch einmal entziehen . . ."

Der Bürgermeister springt auf.

„Der Bursche ist in unserer Gegend! Alarmier sofort die Straßenposten!" befiehlt er seinem Gehilfen, „vielleicht ist er sogar in unserem . . ."

Er kommt nicht mehr dazu, den Satz zu vollenden. Krachend fliegt die Tür zum Nebenzimmer auf. Maschinenpistolen richten ein Blutbad unter den schreckensbleichen Faschisten an.

„Los! Vorwärts!" keuchte El Campesino. Die Flüchtlinge laufen durch Seitengassen zum kleinen Hafen des Fischerdorfes. Sie laufen mit dem Tod um die Wette. Das Schießen hat die Wachen alarmiert. Jaulend zirpen Querschläger um die Häusermauern.

Der General hat ein Motorboot entdeckt. Die Kommunisten jagen noch einmal einen Feuerstoß zu den Häusern hinüber.

Das Boot gewinnt die offene See, schnell umhüllt Dunkelheit die Fliehenden. Das aufgeregte Rufen der Verfolger verliert sich in der Ferne. Leise klatschen die Wellen an den Kiel des Schiffes. Die Nacht kühlt die schweißnassen Gesichter.

Gerettet!
Gerettet?

*

Wenige Wochen später kreuzt auf entgegengesetztem Kurs eine schnittige, weiße Hochseejacht an der spanischen Mittelmeerküste. An der Reeling lehnt ein dicker, breitschultriger Mann in weißer Fliegeruniform. Oft hebt er das schwere Fernglas vor die Augen und blickt zum weißen Saum der Küste hinüber.

„Ich verstehe das nicht!" murmelt er vor sich hin.

Feldmarschall Hermann Göring wartet seit Tagen ungeduldig darauf, doch noch eine Einladung des Generals Franco zu erhalten. Verhandlungen über eine solche Begegnung werden schon seit Wochen geführt. Sie sind von dem deutschen Kaufmann Bernhardt, einem Vertrauten Görings, eingeleitet worden. Der deutsche Botschafter in Spanien, Eberhard von Stohrer, ist darüber auf Geheiß von Göring nicht informiert worden. Die Spanier hatten anfangs zugesagt, dann aber doch politische Bedenken geäußert.

Abgeblitzt

Franco braucht nach dem Sieg das Wohlwollen der Weltöffentlichkeit, er braucht die Hilfe des westlichen Auslandes. Spanien ist finanziell und wirtschaftlich erschöpft.

Die Wetterwolken des zweiten Weltkrieges stehen drohend am politischen Horizont, und der kluge Generalissimus ist nüchtern genug, sich keinen Illusionen darüber hinzugeben, daß sein Land und seine Regierung nicht noch einmal einen Krieg durchstehen können. Darum wünscht er nicht, durch den in den Augen der Welt zweitmächtigsten Repräsentanten des Dritten Reiches gegenüber den demokratischen Staaten noch mehr kompromittiert zu werden, als er es durch die deutsche Hilfe im Bürgerkrieg ohnehin schon ist.



Largo Caballero
Der spanische Lenin

Als Göring von seinem Mittelsmann die Nachricht erhalten hat, daß den Spaniern der Besuch doch nicht gelegen



Juan Negrin
Am Goldraub beteiligt

komme, hat er mit zornrotem Gesicht ausgerufen:

„Franco verdankt mir sehr viel. Jetzt habe ich schon das Einverständnis des Führers und Mussolinis! Ich denke nicht daran, mich jetzt ausladen zu lassen."

General Franco hat jedoch ein Zusammentreffen mit Göring abgelehnt. Erst als General Richthofen, der letzte Kommandeur der Legion Condor, sich vermittelnd eingeschaltet hat, ist der Generalissimus nachgiebiger geworden:

„Also gut", resigniert hat Franco die Schultern gezuckt, „ich bin bereit den Generalfeldmarschall am 10. Mai zu empfangen. Als Treffpunkt schlage ich das Landgut bei Zaragoza vor, in dem Sie Ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten."

Göring hat indessen grollend im italienischen San Remo auf Antwort aus Spanien gewartet. Dorthin hat ihm General von Richthofen Francos Bescheid überbracht. Das Ergebnis ist ein furchtbarer Wutanfall des Generalfeldmarschalls gewesen, der Adjutant hat ausgerechnet, daß Göring bis zu diesem Zeitpunkt gar nicht in Zaragoza sein kann. Im übrigen hat Hitler eine Fahrt in das Landesinnere verboten; nur eine zwanglose Begegnung an der Küste ist vom „Führer" zugestanden worden.

Der Feldmarschall hat einen anderen Treffpunkt vorgeschlagen und sich an Bord seiner Privatjacht begeben. Langsam fährt er nun um die spanische Küste herum und ungezählte Telegramme werden zwischen der Funkstation der Legion Condor und der Hochseejacht gewechselt.

Der deutsche Botschafter sucht unterdes in Salamanca noch einmal den spanischen Außenminister Jordana auf. Der ehemalige General hebt beschwörend die schlanken Hände:

„Angesichts der offiziellen Verpflichtungen des Generalissimus ist er zu der vorgeschlagenen Zeit unabkömmlich. Bedenken Sie außerdem, Herr Botschafter", fügt er mit feinem diplomatischem Lächeln hinzu, „wenn ein offizieller Besuch des Herrn Generalfeldmarschalls in Spanien erfolgt, dann muß er dessen hoher Stellung entsprechend vorbereitet und durchgeführt werden."

Der Botschafter beschwört den Außenminister, wenigstens durch einen offenen Funkspruchaustausch den peinlichen Eindruck einer Absage abzuschwächen. Als Franco von diesem Wunsch erfährt, stimmt er erleichtert zu, denn er ist froh, den unbequemen Besucher vor der spanischen Haustür auf diese Weise loszuwerden.

Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop, der Hermann Göring nicht wohlgesonnen ist, vernimmt mit Schadenfreude, daß Franco den Generalfeldmarschall hat abblitzen lassen.

Von seinem persönlichen Referenten hat er sich noch einmal den Vorgang geben lassen. Nun liegen die Akten auf seinem wuchtigen Schreibtisch, und während er die Geheimtelegramme des deutschen Botschafters, die Anweisungen seines Staatssekretärs liest, kommt ihm der Gedanke, an Göring einen Brief zu schreiben und den selbstherrlichen Feldmarschall wieder einmal auf die Zuständigkeiten aufmerksam zu machen.

„Die Vorgänge, die mit Ihrem kürzlich geplanten und dann aufgegebenen Besuch bei General Franco zusammenhängen, veranlassen mich, das folgende festzustellen:

Es ist beklagenswert, daß Sie, der Sie während des spanischen Bürgerkrieges persönlich und durch den Einsatz Ihrer Waffe der Sache des Generals Franco außerordentliche, vielleicht ausschlaggebende Dienste geleistet haben, jetzt von dem Generalissimus eine derartige ablehnende Behandlung erfahren..."

Und dann gibt der Briefschreiber kaum verhüllt seiner Schadenfreude Ausdruck, als er fortfährt:

„... nicht nur Ihr persönliches Prestige ist geschädigt. Die Tatsache, daß ein Unterhändler, angeblich in



Indalecio Prieto
Mit spitzer Feder

Ihrem Auftrag, der spanischen Regierung mitteilte, der deutsche Botschafter dürfe von den Verhandlungen nichts erfahren, rührt an das Ansehen des Führers selbst."

Mit einer handfesten Belehrung schließt Ribbentrop den Brief:

„... daß künftig bei Ihren Reiseplänen die vom Führer gegebenen generellen Anordnungen für Auslandsreisen der leitenden Persönlichkeiten des Reiches beachtet werden, darf ich als selbstverständlich voraussetzen."

Hermann Göring wird den Brief allerdings nie erhalten, denn dem Außenminister sind doch Bedenken über die Schärfe des Tones gegenüber einem Reichsmarschall gekommen.

Erst die anglo-amerikanischen Historiker finden ihn in den geheimen Akten des Auswärtigen Amtes wieder.

Der Dank des Vaterlandes ...

Die Politik kennt keine Dankbarkeit und keine Freundschaft. Das erfahren nicht nur die ausländischen „Freunde" des Generals Franco. Auch die rotspanischen Flüchtlinge werden von jenem Land, für dessen Weltanschauung sie auf dem spanischen Kriegsschauplatz gekämpft haben, bitter enttäuscht.

Im März 1939 hat sich in Paris ein Komitee gebildet, das diejenigen Flüchtlinge auswählt, denen die Einreise in die Sowjetunion erlaubt werden soll. Dem Komitee gehören unter anderem die berüchtigte spanische Kommunistin La Pasionaria, ihre Sekretärin Irene Toboso, ihr Geliebter Francisco Anton, die Generale Modesto und Lister sowie die französischen Kommunistenführer André Marty, Maurice Thorez und der italienische Kommunistenboß „Alfredo" Togliatti an. Dieses Gremium sucht die Flüchtlinge nach ganz bestimmten Gesichtspunkten aus:

Verdiente Kämpfer und zuverlässige Kommunisten,
hohe rotspanische Führer und kommunistische Agenten
und unzuverlässige Elemente, die zuviel vom Terror gesehen und gehört haben, aber nicht mehr in Spanien liquidiert werden konnten.
Ihrer wird man sich unauffälliger in der Sowjetunion entledigen.

Insgesamt werden fast viertausend rotspanische Flüchtlinge in die Sowjetunion gebracht. Für die Mitglieder des Politbüros und des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Spaniens, die hohen Offiziere des berühmten Fünften Regiments und ungefähr dreißig Kommandeure der Internationalen Brigaden wartet in Le Havre eines der modernsten Schiffe der sowjetischen Handelsflotte.

Die Masse der Rotspanienkämpfer geht indes einem dunklen Schicksal entgegen. Viele werden in französischen Internierungslagern festgehalten, in denen die Werber der Fremdenlegion mit ebenso verlockenden Angeboten wie handfesten Drohungen arbeiten.

Die Regierung Daladier ist nach dem Abkommen von München im September 1938 ohnehin den Spaniern der geschlagenen Republik nicht allzu wohlgewogen.

Hitler hat in München den Vertretern der Westmächte versichert, daß die Abtretung des Sudetenlandes seine letzte territoriale Forderung sei. Also bemüht man sich auch in Paris um des Friedens willen dem Diktator in Berlin ein freundliches Gesicht zu zeigen. Die 500000 Spanienflüchtlinge werden daher als ein lästiger Ballast der deutsch-französischen Verständigung empfunden.

Ein Teil der Rotspanier gerät beim Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich in die Hände der Gestapo, ein anderer Teil wird von der Vichy-Regierung, die im unbesetzten Frankreich amtiert, an Franco ausgeliefert.

Eine größere Gruppe von Spaniern findet in Mexiko eine neue Heimat, wohin sich später auch die Exilregierung flüchtet, die nach dem Zweiten Weltkrieg wieder in Paris ihren Sitz nimmt.

*

Und was ist aus den Männern geworden, deren Namen während des spanischen Bürgerkrieges oft genug in den Spalten der Weltpresse gestanden haben?

Largo Caballero, Ministerpräsident und Kriegsminister bei Ausbruch des Bürgerkrieges, der „spanische Lenin" genannt. Im Jahre 1942 wird er von der Gestapo in Paris entdeckt und verhaftet. Bis Kriegsende wird er im Konzentrationslager Oranienburg festgehalten. Am 25. März 1946 stirbt er in einem Pariser Spital.

Juan Negrin, letzter Ministerpräsident der Volksfrontregierung, dem die Auslieferung des spanischen Goldes an die Sowjetunion zur Last gelegt wird, flüchtet zunächst nach Frankreich. In einer Villa in Deauville hat er Gold und Juwelen im Werte von ungefähr 50 Millionen



La Pasionara
Stalin treu ergeben

Dollar versteckt, die er auf einer Jacht nach Mexiko transportieren läßt. Die dortige Exilregierung beschlagnahmt diese Werte. Auch sein Name gerät in Vergessenheit, er stirbt am 14. November 1956 in Paris im Alter von 67 Jahren.

Indalecio Prieto, einer der energischsten sozialistischen Führer, der die Volksfrontregierung mitbegründen geholfen hat, Marine- und Luftfahrtminister in der Regierung Caballero, später Verteidigungsminister, flüchtet nach Mexiko. Ihm gelingt es, Negrin das Gold abzujagen. Bis zum Jahre 1947 gehört er



Botschafter von Stohrer
Wußte von nichts









Geheime Reichssache

der Exilregierung als Vizepräsident an. Der ehemalige Journalist kämpft weiterhin mit der Feder gegen die Regierung Franco.

José Diaz, Generalsekretär der Kommunistischen Partei Spaniens, flüchtet in die Sowjetunion. Er stürzt am 19. März 1942 aus dem 4. Stock eines Hauses in Tiflis. Der aus Rußland geflüchtete Bürgerkriegsgeneral El Campesino vermutet, daß der Fenstersturz von der Geheimpolizei inszeniert worden ist.

La Pasionaria, mit bürgerlichem Namen Dolores Ibarruri, bekannte spanische Kommunistenführerin, gehört zu den Auserwählten, die wegen ihrer Stalin-Treue in die Sowjetunion gebracht werden. Sie spielt eine führende Rolle bei der Liquidierung aller unzuverlässigen Elemente in der spanischen KP. Ihre Sowjethörigkeit wird mit der Wahl zur Generalsekretärin der Kommunistischen Partei Spaniens honoriert.

*

Mit gemischten Gefühlen reisen die Bürgerkriegsgenerale, die spanischen Funktionäre und Linkspolitiker in die Sowjetunion. Stumpf starrt El Campesino in die Ostsee-Wellen. Plötzlich legt sich ihm eine Hand auf die Schulter.

„Na, Kamerad! Heimweh?"

Die dunklen Augen des Generals blicken den Frager fast feindselig an. Er liebt diesen berühmten Sowjetschriftsteller Ilja Ehrenburg nicht, der nach Parfüm riecht und sich in den Madrider Luxushotels und Offiziers-Kasinos herumgetrieben hat. Seit sie an Bord dieses Sowjetdampfers sind, gibt Ehrenburg den rotspanischen Flüchtlingen mit öliger Stimme gute Ratschläge, wie sie sich in der Sowjetunion zu verhalten haben.

El Campesino stützt sich auf die Reeling. Sich halb zu Ehrenburg umwendend, sagt er:

„Ich werde ohnehin bald nach Spanien zurückkehren und den Partisanenkrieg gegen Franco organisieren."

Ehrenburg lächelt hinter seiner Brille milde, als wolle er einen aufsässigen Schüler korrigieren.

„Du solltest dein Temperament zügeln, Kamerad! Du mußt dich selbst unter Kontrolle halten, wenn du ein guter Kommunist werden willst!"

Der Bürgerkriegsgeneral spuckt verächtlich in das Wasser. Ehrenburg belehrt ihn ernst:

„Spanien liegt hinter euch! Die Sowjetunion ist nun eurer einziges Vaterland. Vergeßt das nicht! Und vor allem, beginnt keine Diskussion!"

Ausgeplündert

Einen kleinen Vorgeschmack von dem, was sie erwartet, erhalten die Flüchtlinge bei der Ankunft in Kronstadt. Zwei Barkassen legen längsseits des Schiffes an. Über das Fallreep schwärmen NKWD-Beamte in Uniform und Zivil wie ein Rudel Jagdhunde aus. Schweigend sehen die Spanier zu, wie ihr Gepäck durchwühlt wird.

Fotoapparate, Bücher, Privatbriefe, Landkarten, Zeitschriften werden beschlagnahmt. Wie Häflinge werden die Emigranten nach verborgenen Wertgegenständen abgetastet.

„Los! Her mit dem Zeug! Ihr habt es doch nur geraubt!" Voller Hohn und Verachtung werden die Spanier ausgeplündert. In Leningrad und Moskau wird ihnen zwar ein triumphaler Empfang zuteil, aber sie werden bereits streng bewacht. Nicht einmal im Badezimmer läßt man sie allein.

„Was sollen diese Mädchen hier?" grollt El Campesino, als er mit einem deutschen Gefährten im Monino-Hotel ein Bad nehmen will.

„Sie wollen dich baden."

„Verflucht, ich kann alleine baden. Denkst du, ich werde mich vor ihnen ausziehen."

Der Deutsche lächelt und flüstert seinem spanischen Freund zu:

„Mach keinen Lärm! Laß dich ruhig von den hübschen Mädchen einseifen und schwitz unterdessen so viel Kommunismus aus, wie dir nur einfällt. Vergiß nicht, jedes Wort und jede Geste wird registriert."

Der rauhbeinige General zuckt die Schultern und grinst. Das Lachen vergeht ihm und vielen anderen prominenten spanischen Flüchtlingen jedoch bald. Er wird mit 28 anderen Spaniern auf die Frunse Akademie zur militärischen Ausbildung geschickt.

Der spanische Individualist wehrt sich wütend gegen die eisenharte kommunistische Disziplin; ebensowenig vermögen sich die meisten anderen









Emigranten in das sowjetische Leben einzufügen. Sie sind tief enttäuscht von dem Arbeiter-Paradies, an das sie wirklich geglaubt haben. Ein paar Opportunisten schlagen sich freilich auf die russische Seite.

Als sich Flüchtlinge an den General Lister wenden und leidenschaftliche Klage über die schlechten Lebensverhältnisse führen, antwortet er ihnen rüde:

„Die Unzufriedenen mögen sich merken, daß ich ihre Rückfahrkarte nach Spanien ins Wasser geworfen habe."

Die große Illusion

Nein! Für die spanischen Kommunisten hält Stalin keine Rückfahrkarte bereit. Diese eigenwilligen Anarchisten sind brauchbare Landsknechte der sowjetischen Politik gewesen, und sofern



Maurice Thorez
filtert Spanienflüchtlinge

sie sich bedingungslos dem Stalinismus verschreiben, wird man sie schulen und gleichsam konservieren, um sie dann wieder auf dem Schachbrett der großen Weltpolitik aufzustellen, wenn es Moskau für nützlich hält, irgendwo in der Welt wieder einen Unruheherd anzufachen.

El Campesino wird bald wegen Undiszipliniertheit vor das Zentralkomitee der spanischen KP in Moskau zitiert.

„Das spanische Volk wird euch einst für eure Verbrechen zur Rechenschaft ziehen!", brüllt der stiernackige General, der jetzt den Namen Kommissar Piotr Antonowitsch tragen muß, der Pasionaria zu. Das lederne, hagere Gesicht der fanatischen Kommunistin verzieht sich zu einem höhnischen Grinsen:

„Schon möglich", kreischt sie, „aber du wirst nicht dabeisein, uns anzuklagen."

Die Prophezeiung der Pasionaria wird sich nicht erfüllen.

Zur Bewährung muß El Campesino als einfacher Arbeiter beim Bau der Moskauer Metro, der Untergrundbahn, mitarbeiten. Bei seinem ersten Fluchtversuch kommt er bis Persien, aber auch in Teheran greift noch der Arm der sowjetischen Geheimpolizei nach ihm. Der rebellische Spanier wird nach Workuta gebracht, dort wird man seinen Stolz und seinen Freiheitsdrang ebenso zerbrechen wie bei allen anderen Gefangenen. Doch El Campesino hält durch. Als vorbildlicher Stachanow-Arbeiter wird er sogar in andere Lager geschickt, um dort Propagandareden zu halten. Hier begegnet er vielen ehemaligen Angehörigen der Internationalen Brigaden, die zu langjähriger Zwangsarbeit verurteilt worden sind.

Mit Hilfe einer russischen Ärztin gelingt El Campesino zum zweiten Mal die Flucht aus der Sowjetunion. In seinem Buch „Die große Illusion" wird er Anklage erheben gegen viele seiner kommunistischen Landsleute.

Er wird davon berichten, wie der ehemalige Landwirtschaftsminister Uribe die spanischen Lehrerinnen in der Sowjetunion hat liquidieren lassen, er wird das Sowjetregime beschuldigen, 210 spanische Flieger, die sich



André Marty
Der Schlächter von Albacete

in Rußland zur Ausbildung aufgehalten haben, nach Sibirien zwangsverschickt zu haben, wo sie zum größten Teil umgekommen sind. Nach den Schätzungen des Autors sind von den fast viertausend rotspanischen Flüchtlingen in der Sowjetunion nur noch 1200 Menschen am Leben.

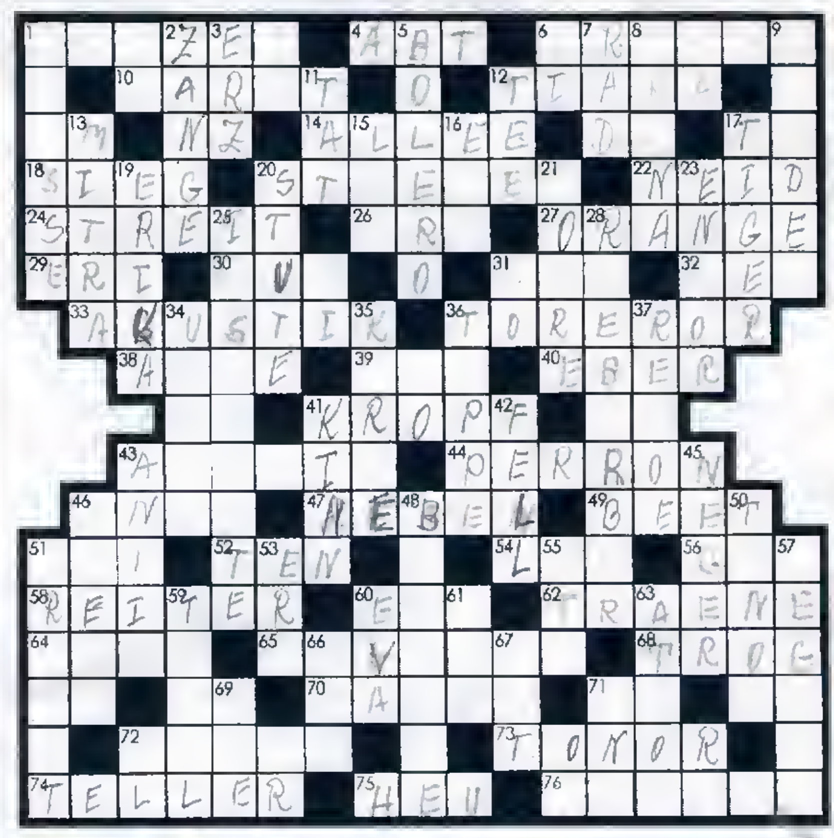
Der Zweite Weltkrieg läßt die Völker die spanische Tragödie bald vergessen. Was bedeutet schon das Schicksal einer Handvoll Emigranten gegenüber dem Leiden und Sterben von Millionen Menschen!

Die Strategen der Weltrevolution aber sind auf dem spanischen Kriegsschauplatz um manche Erfahrung reicher geworden. Beim nächsten Mal werden sie noch gründlicher und vorsichtiger zu Werk gehen, und fast wird es ihnen glücken, im Handstreich ein Land zu erobern, auf dem sich unter anderen Vorzeichen das Drama des spanischen Bürgerkrieges wiederholen wird.

Im nächsten Heft:

„General, die Armee rebelliert!" — Steckt der amerikanische Geheimdienst dahinter? „Wer ruft denn jetzt noch an?" Am Vorabend des Dritten Weltkrieges?





Waagerecht: 1. alte Scheidemünze, 4. Klostervorsteher, 6. Halbedelstein, 10. Edelsteingewicht, 12. Papstkrone, 14. Baumstraße, 18. Kampferfolg, 20. dt. Porträtmaler †, 22. Mißgunst, 24. Zank, Zwist, 26. Schulliederkomponist, 27. Südfrucht, 29. Kurzform für Erika, 30. Fuge, längl. Vertiefung, 31. Tierweibchen, 32. Gewicht in Indien, 33. Klangwirkung, Schalltechnik, 36. Hauptkämpfer im Stierkampf, 38. Bezeichnung für Greisin, 39. Sammlung geflügelter Worte, 40. männl. Schwein, 41. krankhafte Vergrößerung der Schilddrüse, 43. Ruheständler, 44. Bahnsteig, 46. bibl. Männergestalt, 47. Niederschlag, 49. gärtnerische Anlage, 51. Bad a. d. Lahn, 52. engl.: Zehn, 54. dem Winde abgewandte Schiffsseite, 56. Wurfspieß, 58. Pferdesportler, 60. Hoherpriester, 62. abgesonderte Augenflüssigkeit, 64. Werk von Hauptmann, 65. Verkörperung Bayerns, 68. Futtermulde, 70. franz. Maler, 72. Rat der Alten, 73. Stimme, 74. Eßplatte, 75. getrocknetes Wiesengras, 76. Wasserbehälter.

Senkrecht: 1. Stirnfleck der Pferde, 2. Kneifwerkzeug, 3. Bodenschatz, 5. kurze Jacke, 7. Wagenteil, 8. Sportplatz, 9. Lokomotivbegleitwagen, 11. vollbrachte Handlung, 12. Getränk, 13. Bischofsmütze, 15. norwegischer Schriftsteller, 16. Hirschart, 17. Raubkatze, 19. Heideblume, 20. weibl. Pferd, 21. Weg, Reiserichtung, 23. belgischer Maler † 1921, 25. Gutstagelöhner, 28. Gartenpflanze, 34. islam. Rechtsgelehrter, 35. Planbild, 36. größere flache Tasche, 37. engl. Schriftsteller (Robinson Crusoe), 41. Teil des Gesichts, 42. Tierkleid, 43. Speisewürze, 45. Schwarzer, 46. dt. Maler, 48. Gleichgewicht, 50. Männerstimme, 51. Einsiedler, 53. dt. Mediziner †, 55. griech. Buchstabe, 57. Gegend, Bereich, 59. Schreibplatte, 60. Frau Adams, 61. Westeuropäer, 63. Kartenwerk, 66. Dienststelle, 67. jap. Staatsmann † 1909, 69. engl. Zahlwort, 71. türk. Titel.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a – a – al – ba – bart – bi – bin – bo – bo – bocks – bor – bu – burg – che – chu – co – de – de – den – e – e – er – er – fi – gel – gramm – ho – i – il – in – ka – ker – lai – le – li – ma – na – ne – ni – ni – nor – o – ot – pi – res – se – sen – set – so – sten – te – tel – tow – um – und – vi – wil – ze – zur – sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben abwechselnd gelesen ein Wort Bismarcks ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. bek. engl. Dichter ....
2. Himmelsrichtung ....
3. bewegter poln. Tanz ....
4. weißes seltenes Erdmetall ....
5. norwegische Dichterin ....
6. Luftkurort im Harz ....
7. Insektenfresser ....
8. Gestalt aus „Don Carlos" ....
9. Wiesenpflanze ....
10. israelitischer Prophet ....
11. Eilnachricht ....
12. Zwergkönig ....
13. deutsch. Opernkomponist † ....
14. kurzes Erlebnis ....
15. brandenbg. Kreisstadt ....
16. griech. Kriegsgott ....
17. Wildrind ....
18. trop. Frucht ....
19. dreizipfl. Schultertuch ....
20. Hausvorbau ....
21. Stoffart ....
22. Nachlaßempfängerin ....

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft 25 auf Seite 44

LIEBE

Ein Bericht über Alltäglichkeiten, von denen man nicht gern spricht. Zusammengestellt von Kurt Joachim Fischer

Die hier geschilderten Vorgänge und die Namen sind so abgeändert, daß Ähnlichkeiten mit anderen Personen oder Geschehnissen Zufall wären.

Hannelore Scheffel war einundzwanzig Jahre alt, als sie in das Büro von Dr. Gert Rose kam. Sie hatte einmal davon geträumt, eine große Graphikerin zu werden, vielleicht sogar Malerin. Aber dann war sie nur eine kleine Zeichnerin geworden; die Vethältnisse waren daran schuld. Sie hatte gelernt und dann in einem kleinen Betrieb gearbeitet. Und hier, bei Dr. Rose, war sie, nachdem sie gekündigt hatte, um sich zu verbessern, in eine wahre Fabrik geraten.

Sechzig Menschen arbeiteten für Dr. Gert Rose – Maler, Graphiker, Zeichner, Texter, Fotografen. Und in diesem großen, modernen und auch sehr erfolgreichen Betrieb lernte Hannelore in den ersten vierzehn Tagen mehr vom Geschäft der Werbung als in den Jabren bisher. Aber sie fand sicb in diesem Wirbel von Arbeit scbnell zurecbt. Sie war gescheit und beweglich und begriff sehr schnell, auf was es bei dieser Arbeit ankam. Sie fügte sich in das große Team ein und wurde ein Rad in einer komplizierten Maschine, die ohne Störung lief.

Sie bewunderte den Mann, der diesen Betrieb leitete, ehe sie ihn überhaupt kennengelernt hatte. Sie stellte ihn sich vor als einen bedeutenden Mann, halb Künstler, halb Kaufmann, unerschöpflich in Ideen und Arbeitskraft, mitreißend für seine Angestellten – eine Persönlichkeit, einen Mann von einer blendenden äußeren Erscheinung. Sie schloß von seinem Betrieb auf ihn selbst, und diese Vorstellung, die sie sich von ihm machte, verdichtete sich zu einem klaren Bild.

Sie sah zu diesem Dr. Rose auf, obwohl sie ihn noch nicht einmal gesehen hatte. Aber dabei gab sie nichts von ihrer eigenen Selbstsicherheit und ihrem Selbstbewußtsein auf. Siewar sich ihres Könnens bewußt.

Sie war einer von den jungen Menschen, die in schwierigen Verhältnissen groß geworden waren, die am Widerstand gegen die Umwelt gewachsen sind und sich dabei geformt haben.

Ihre Mutter war in den letzten Kriegstagen durch einen Tiefflieger getötet worden, auf einer Straße im Odenwald. Hannelore lag im Straßengraben, von der Mutter gedeckt, und sie blieb am Leben. Der Vater kam ein Jahr später aus der Gefangenschaft zurück, zerschlagen, verbittert, krank. Er heiratete noch einmal, um Hannelore wieder eine Mutter zu geben, eine nette, etwas oberflächliche Frau, mehr aus Bequemlichkeit als aus Neigung.

Ein paar Jahre später starb er, und als Hannelore mit ihrer Stiefmutter vom Begräbnis nach Hause fuhr, sagte Gerda Scheffel: „Ich werde die Wohnung auflösen und zu meinen Eltern zurückgehen. Du kannst zu deiner Tante ziehen, ich glaube, wir passen doch nicht recht zusammen."

Hannelore hatte nichts erwidert. Sie hatte, damals sechzehn Jahre alt, ein paar Monate bei ihrer Tante, der Schwester ihres Vaters, gewohnt. Dann hatte sie sich, um den ewigen Nörgeleien dieser altjüngferlichen Frau zu entgehen, ein kleines Zimmer genommen und sich auf die eigenen Beine gestellt. Kein Mensch hat mehr nach ihr geftagt. Sie mußte selbständig sein, und sie wurde mit diesem Dasein, mit dieser Forderung auch fertig. Sie ging ihren kleinen, bescheidenen Weg und sah nicht nach links und nach rechts. Sie arbeitete, um leben zu können, und sie arbeitete an sich. Und der Ttaum von der Künstlerin, der Traum vom besseren Leben blieb, wenn auch verborgen unter den harten Realitäten des Lebens.

Ihr kleines Zimmer hatte sie beibebalten, und das einzige lebende Wesen, das ihr persönlich nahestand, war eine kleine Katze mit Namen „Fräulein Meier". Abgesehen von einem jungen Mann, einem Studenten, so alt wie sie selbst, Sohn eines Studienrates, Besitzer eines Motorrollers und fest davon überzeugt, der Mittelpunkt der Welt zu sein. Er erwattete, daß alle Welt ihn anbete, und da Hannelore ihn deswegen nur auslachte, kam sie recht gut mit ihm aus. Als er einmal mit in ihr Zimmer kommen wollte, gab sie ihm eine Ohrfeige. Trotzdem vertrugen sie sich ganz gut. Von Liebe wurde nicht gesprochen. Hannelore war sicher, daß Liebe für Menschen nur Unheil bedeute, Qual, Verzweiflung und Pteisgabe.

So sah es um Hannelore Scheffel aus, als sie zu Dr. Gert Rose kam. Sie wurde schonungslos in die Maschinetie dieses Betriebes eingespannt, und sie arbeitete hart. Aber sie wurde gut bezahlt, und das war ihr wichtig. Die Kollegen sagten, der Chef sei ein Mann, dem, als Zeichner und als Texter, mehr einfiel, als er je verwirklichen konnte.

Sie arbeiteten an einer Serie von Werbe-Trickfilmen für einen bekannten Markenartikel. Ablieferung wie üblich: gestern nachmittag. Sie mußten scbuften, um diese Riesenarbeit zu schaffen. Und mitten in diese Arbeit hinein kam der Chef. Hannelore sah ihn an diesem Tage zum erstenmal: ein Mann Mitte der Vierzig, groß, schlank, elegant, dunkler Anzug, graue Weste, eine kleine, weiße Nelke im Knopflocb.

Er sah aus, er wirkte genau, wie sie ihn sich vorgestellt hatte.

Er sah sie, die Fremde, kam auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen.

in der Sackgasse

„Sie sind die Neue, gell? Ich begrüße Sie, Fräulein Scheffel. Hannelore Scheffel... Hoffentlich habe ich den Namen richtig behalten."

Hannelore nickte, einen winzigen Augenblick lang verlegen. Dann lächelte sie. „Guten Tag, Herr Doktor. Ja, Hannelore Scheffel stimmt."

Er kniff die Augen ein wenig zusammen und sah sie forschend an. „Wenn nicht inzwischen zwanzig Jahre vergangen wären, würde ich meinen, Sie sind es..."

„Wer?" fragte Hannelore verwundert.

„Ein Mädchen." Dr. Rose sprach leise, daß die anderen Zeichner ihn nicht verstehen konnten. „Eine Jugendliebe. Ist ja nun schon eine ganze Weile her. Aber jetzt... Sie sehen genauso aus, wie sie damals ausgesehen hat. Eine unwahrscheinliche Ähnlichkeit."

Das war das erste und auf Wochen hinaus das einzige Gespräch zwischen dem Chef und der „Neuen". Hannelore sah ihn nicht mehr. Aber sie dachte an ihn. Manchmal auch bei der Arbeit, in einer stillen Minute.

Die stillen Minuten waren rar. Sie arbeitete oft bis in die Nacht hinein. Manfred, dieser Student, der sich für den Mittelpunkt der Welt hielt und nebenbei sehr verschwommene soziale Gedanken wälzte, dieser Manfred war wütend und schimpfte: „Dieser Sklavenhalter! Saugt dich aus bis aufs Blut!"

Manfred wollte tanzen. Aber Hannelore weigerte sich, auch nur einen einzigen Schritt zu tun. „Total kaputt", sagte sie.

„Morgen ist Samstag, da kannst du ausschlafen", protestierte Manfred.

„Morgen, am Samstag, müssen wir auch arbeiten. Toller Auftrag. Muß morgen nachmittag fertig sein. Ich kann's nicht ändern, mein Lieber."

„So ein Ausbeuter!"

„Du bist nur neidisch, weil ich dabei so viel Geld verdiene."

„Kann sein", gab Manfred knurrend zu.

Am Samstag arbeiteten sie bis zum späten Nachmittag. Seit zwölf Uhr wartete ein Mann von der Filmfirma, der die Trickzeichnungen abholen sollte, ein Fahrer. Er wartete mit der stoischen Geduld eines Menschen, der gewöhnt ist, mit Verrückten umzugehen.

Um fünf bekam er sein Paket. 9500 Trickzeichnungen. „Ging ja diesmal schnell", stellte er ironisch fest.

Als die Arbeit fertig war, erschien Dr. Rose. Kam wieder zu Hannelore. „Scheußliche Knochenarbeit, wie?"

„Ich kann leider nicht das Gegenteil behaupten." Hannelore wischte sich eine Haarsträhne aus der feuchten Stirn. „Es ist weiß Gott eine wüste Knochenarbeit."

„Schimpfen Sie auf mich?"

„Nicht mal im Stillen", sagte Hannelore.

Der Chef wandte sich um zu den anderen: „Haben Sie Lust, mit mir ein Stückchen rauszufahren und draußen, irgendwo, wo es schön ist, mit mir zu essen? Ich möchte mich auf diese Weise ein klein wenig bei Ihnen bedanken. Sie haben großartig gearbeitet."

Es kamen nicht alle mit. Nur die, die zu Hause nicht erwartet wurden. Es war ein gutes Dutzend, Hannelore war auch unter ihnen, die einzige Frau.

Sie fuhren in ein Waldrestaurant, saßen unter den Bäumen und aßen, tranken Wein, plauderten, lachten und schüttelten die Arbeit von sich ab. Morgen war Sonntag...

Als sie spät am Abend in die Stadt zurückfuhren, saß Hannelore in Dr. Roses Wagen. Die anderen stiegen unterwegs aus, Hannelore war die letzte.

„Ich habe mir sagen lassen, daß Sie sich mit der Arbeit großartig zurechtgefunden haben. Mein Kompliment!" Dr. Rose sah sie nicht an, während er das sagte. Er sah geradeaus auf die Straße.

„Danke."

Schweigen.

Dann wandte er sein Gesicht zu ihr hinüber, für einen Augenblick nur. „Sie sehen tatsächlich aus..."

Hannelore lachte: „Ich weiß – wie Ihre Jugendliebe."

„Ja, tatsächlich. Es ist komisch, daß man nach so langer Zeit immer wieder daran zurückdenkt. Das heißt, ich hatte sie längst vergessen. Aber als ich Sie sah... Es ist wirklich eine unwahrscheinliche Ähnlichkeit."

„Äußerlich..." sagte Hannelore.

„Vielleicht auch anders. Es war ein prachtvolles Mädchen. Ich habe ihr viel zu verdanken."

„Aber geheiratet haben Sie sie nicht", entfuhr es Hannelore ganz gegen ihren Willen. Und sie bereute sofort, daß sie das gesagt hatte.

Dr. Rose schwieg. Er sagte nichts mehr, bis er vor dem Haus hielt, in dem sie wohnte.

Hannelore arbeitete wie ein Pferd. Der Betrieb, die Maschine, kannte keine Rücksicht. Aber sie verdiente auch gut. Es gab Leistungszulagen, manchmal ein paar hundert Mark im Monat. Hannelore konnte sich zum ersten Male kaufen, was sie sich wünschte. Ihre Wünsche waren bescheiden. Aber sie begann sich im Äußeren zu verwandeln. Aus dem unscheinbaren blonden kleinen Mädchen begann eine Dame zu werden. Aus der Puppe wurde ein Schmetterling, nicht sonderlich bunt, aber schön.

Den Chef sah sie wochenlang nicht. Zuerst war sie froh darüber, weil sie sich jener Bemerkung schämte, die sie damals bei der Rückfahrt aus dem Waldrestaurant gemacht hatte, daß er dieses prachtvolle Mädchen von Jugendliebe nicht geheiratet hatte. Aber in Gedanken war er ihr immer nahe.

Dr. Rose ließ sich aus einem sehr



In der Konzertpause begegneten sie sich. Hannelore war betont kühl: „Ich habe mir kaum vorstellen können, daß Sie für Musik etwas übrighaben."

Zeichnung: Grazioli

LIEBE in der Sackgasse

bestimmten Grund kaum noch in den Ateliers sehen. Es gab Ärger. Eine Flaute setzte ein. Ein großer Auftrag ging verloren. Ein wichtiger Termin wurde vergessen – die Arbeit war umsonst getan. Aus dem Chefbüro kamen ärgerliche Hausmitteilungen. Sie begannen immer wieder mit dem Satz: „Ich muß leider wieder einmal feststellen, daß..." Daß die Arbeit nicht klappt, das etwas vergessen wurde, daß die Anweisungen des Chefs nicht befolgt wurden, daß viel zu langsam gearbeitet wird, daß die Zeichnungen miserabel sind...

Auch Hannelore bekam einen solchen schriftlichen Anpfiff. Für einen Fehler, an dem sie vollkommen schuldlos war. Sie spielte mit dem Gedanken, zu kündigen und zu gehen. Aber sie blieb. Es war mehr als das Geld, das sie hielt...

*

Sie trafen sich an einem Freitagabend. An den Samstagen wurde nicht mehr gearbeitet. Soviel gab es längst nicht mehr zu tun.

Sie saßen beide gemeinsam, ohne voneinander zu wissen, im Konzertsaal. Dr. Gert Rose saß auf einem teuren Platz, Hannelore Scheffel saß oben im Rang, ganz an der Seite.

In der Pause begegneten sie sich.

„Ach – lieben Sie auch Musik?" fragte Dr. Rose.

„Ich habe mir kaum vorstellen können, daß Sie für Musik etwas übrig haben." Hannelore war betont kühl. Sie mußte an die berüchtigten Hausmitteilungen denken.

„Sie sind heute so boshaft – das paßt gar nicht zu Ihnen."

Sie sagte nichts. Sie gingen nebeneinander her. Nach einer Weile sprachen sie über belanglose Dinge. Bis es klingelte.

„Sehen wir uns nach dem Konzert noch?" Das war keine Frage. Das war eine Bitte, die Dr. Rose aussprach.

Hannelore nickte. Dann trennten sie sich.

Im zweiten Teil wurde das fünfte Klavierkonzert von Beethoven gespielt.

„Das ist das Großartigste an Musik, das es für mich gibt", sagte Dr. Rose, als sie sich nach dem Konzert trafen.

Hannelore schwieg. Nach dieser Musik war ihr zunächst nicht nach einem Gespräch zumute. Trotzdem hatte sie Dr. Roses Einladung angenommen. Sie konnte nicht nein sagen.

Als sie in einem Restaurant saßen, als das Erleben der Musik langsam in ihnen abklang, begannen sie zu sprechen,

„Wie gefällt es Ihnen eigentlich bei uns?" fragte Dr. Rose. „Ich habe mich lange nicht mehr danach erkundigt."

„Überhaupt nicht", sagte Hannelore.

„Da bin ich aber sprachlos."

„Seien Sie es ruhig, Dr. Rose. Es ist bei Ihnen kaum noch auszuhalten. Erst dieser Fabrikbetrieb – und jetzt diese widerlichen Hausmitteilungen!"

Er machte ein betroffenes Gesicht. Dann hörte er Hannelore zu, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen. Sie lud alles ab, was ihr auf der Seele lag, sie sprach von der unerträglichen Atmosphäre, die jetzt bei der Arbeit, im ganzen Betrieb herrschte, von den Kränkungen, den grundlosen Beschuldigungen, sie machte aus ihrem Herzen keine Mördergrube."

„Das sind ziemlich harte Schläge, die Sie mir da verpaßt haben." Dr. Rose machte ein sehr sorgenvolles, nachdenkliches Gesicht.

„Ich habe nur die Wahrheit gesagt."

Er nickte. „Vielleicht haben Sie recht. Aber diese Art von Wahrheit tut ein bißchen weh."

„Das wollte ich nicht, Dr. Rose. Es tut mir leid. Aber Sie haben mich schließlich nach meiner Meinung gefragt."

„Laß nur", winkte er ab. Er machte einen müden Eindruck. Es war ihm gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß er du gesagt hatte.

Er fuhr sie nach Hause. Und ehe sie ausstieg, nahm er ihren Kopf in seine Hände und drückte für einen Augenblick sein Gesicht an ihr Haar. Dann setzte er sich wieder zurück. Als er ihr beim Aussteigen half, drückte er fest ihre Hand. „Du bist doch ein feiner Kerl, Hannelore. Ich danke dir für das, was du mir gesagt hast. Und – das erinnert mich wieder an meine... du weißt schon, was ich sagen will. Gute Nacht, Hannelore."

Hannelore Scheffel hatte sich ein Bild von ihrem Chef gemacht, längst ehe sie ihn zum erstenmal gesehen hatte. Sie hatte den Menschen ihrer Vorstellung bewundert, sie hatte ihn in einer jugendlich-schwärmerischen Art verehrt. Jetzt wußte sie, daß sie ihn liebte. Er war der erste Mensch, der ihr etwas bedeutete, der erste, für den sie ein Gefühl empfand. Bei Manfred war von Gefühlen keine Rede. Das ergab sich so, und sie hatte sich gegen Gefühle immer bewußt gewehrt. Bei Gert Rose war das ganz anders. Da war es ein echtes, tiefes Gefühl.

Der Alltag, der Arbeitstag, kam wieder. Die Maschine lief wieder. Sie lief besser als vorher. Es gab kaum noch Pannen, kaum noch Fehler. Die kritisierenden, mahnenden, anklagenden Hausmitteilungen blieben aus. Wenn aus dem Chefbüro etwas Schriftliches kam, dann waren es jetzt nur noch Anerkennungen. Niemand wußte, warum der Chef sich plötzlich so geändert hatte. Nur Hannelore wußte es.

*

„Fahren wir heute nachmittag ein Stückchen raus?" fragte Dr. Rose an einem Samstagmorgen, als sie zwei Stunden gearbeitet hatten. Die Flaute war wieder überwunden.

„Mal sehen", sagte Hannelore. Aber sie war zu der verabredeten Zeit da.

Sie fuhren durch das grüne, blühende Land und sprachen kaum. Sie fuhren zwischen den sanften Hängen des Mittelgebirges und genossen schweigend die Sonne, die Luft, den Wald und die Stille.

Er fuhr in einen Waldweg hinein und hielt.

„Wunderschön", sagte Hannelore. Sie meinte den Wald und die Sonne und den Schmetterling, der an ihnen vorüberflatterte.

Nach einer Weile sagte er: „Hannelore... weißt du, daß ich dich liebe?"

Sie wandte nicht einmal den Kopf zu ihm herüber. Sie sah aus dem Wagen hinaus in das Gras. Sie nickte. „Ja, ich weiß. Und..." Ihr Gesicht wandte sich zu ihm, „was du sicher nicht weißt: ich habe dich schon geliebt, ehe ich dich gesehen habe.

„Wenn ich dich einen Tag nicht sehe, dann ist mir, als wäre das ein verlorener Tag. Ein Tag weniger in meinem Leben."

Sie stiegen aus und gingen nebeneinander her, mit einem kleinen Abstand zwischen sich, durch den Wald.

„Aber – du bist doch verheiratet", sagte sie. Zwischen ihnen stand, trennend, ein Busch.

„Ja. Das ist eine lange Geschichte. Ich kann sie dir jetzt nicht erzählen. Warum ich meine Frau geheiratet habe... da waren andere Gründe maßgebend... ach, das klingt jetzt alles so dumm. Ich habe sie nicht geliebt. Hab' ich dir nicht von dem Mädchen erzählt, dem du so ähnlich siehst? Ich hätte sie heiraten sollen... Was ich heute bin, das bin ich durch sie... Aber dann kam etwas dazwischen. Und es ging alles ganz anders."

„Aber du bist eben verheiratet."

„Natürlich. Aber, weißt du, eine Frau, die sich nicht im geringsten für meinen Beruf, meine Arbeit interessiert, die es als Belästigung empfindet, wenn ich auch nur mit einem Wort von meinem Betrieb spreche, eine Frau, die nicht ein einziges Mal von sich aus etwas sagt oder fragt... Weißt du, was mir an dir am meisten gefallen hat? Daß du einmal Kritik geübt hast. Kritik an mir. Ich ertrage Menschen nicht, die alles hinnehmen, ohne ihre eigene Meinung zu sagen. Was sind das denn für Menschen? Nichts von Persönlichkeit. Keine Spur von eigenem..."

„Habe ich das etwa?"

„Ja. Sehr. Manchmal wirkt das beleidigend. Aber das muß sein. Sonst versandet man."

„Bin ich anders?"

„Ja, Hannelore. Du bist großartig. Du machst deinen Mund auf. Du hast eine Meinung. Du kritisierst – und zwar ohne Rücksicht auf den anderen. Nur um der Sache willen. Das gefällt mir so sehr an dir. Du gehst mit. Du hast Interesse."

„Ja, und deine Frau?"

„Es ist eine Katastrophe, Hannelore. Ich bin nicht der Mensch, der sich damit begnügen kann, sich abends nur Klatsch und dummes Zeug anzuhören. Seinen Beruf, seine Arbeit, seine eigensten Interessen wird man doch niemals los. Auch abends nicht. Und da sucht man doch Ansprache."

Sie faßten sich an den Händen – Gert Rose hatte ihre Hand gesucht – und gingen den Waldweg zurück zum Wagen. „Und – was suchst du sonst noch? Nur Ansprache? Nur Interesse?"

„Nein." Er bleib stehen und zog Hannelore an sich. Und sie wehrte sich nicht dagegen. Sie lehnte sich an ihn. „Das allein natürlich nicht, Hannelore. Ich suche, ich brauche viel mehr. Ich bin nicht nur ein nüchterner, kalter Geschäftsmann, wie meine Frau meint, ich bin ein Mensch. Ich brauche Liebe. Und dort finde ich sie nicht."

Sie fuhren über den schmalen Weg zwischen den Bäumen in den Wald hinein. Wo er endete, stand ein kleines Jagdhaus.

„Das gehört mir", sagte Gert Rose. „Ich habe es für ein paar Jahre gepachtet."

Eine kleine Küche, ein Raum, ein Kamin, gedämpftes Licht, wohlige Wärme...

Hannelore kochte Tee. Sie saßen zusammen und genossen die Einsamkeit – das Alleinsein zu zweit.

„Bist du glücklich?" fragte er.

„Unbeschreiblich glücklich, Gert. Glücklich – aber nur für den Augenblick."

„Und nach diesem Augenblick?"

„Gert – weißt du, was nach diesem Augenblick, nach dieser wundervollen Stunde kommt? Ich will nicht daran denken. Nur der Augenblick..."

„Du denkst zuviel, Liebes."

„Nein, zuwenig. Sonst hätte ich das nicht... Gert, es kommen Konflikte und Probleme. Ich habe eine Stunde lang nicht daran gedacht, die schönste Stunde meines Lebens. Aber – sie kommen. Und dann müssen wir verzichten. Dann müssen wir wieder aneinander vorbeigehen – und das Recht und das Gesetz und die Moral, lieber Gert, das muß doch auch bestehenbleiben. Wo kämen wir denn sonst hin?"

„Und so sprichst du, eine Frau?"

„Ja. Gert, ich möchte doch auch, daß das für mich gilt: Gesetz und Moral. Dumme Worte, sagst du? Daran müssen wir uns halten. Ich – und du."

— E N D E —

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 25

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Magd, 4. Eagle, 8. Meer, 12. Uniform, 14. Othello, 16. Sog, 17. Alt, 18. Bai, 19. Fes, 20. Ase, 22. Ton, 24. Hecke, 26. Dom, 28. Boden, 30. Liter, 31. Lenau, 34. Ahn, 35. Altan, 37. Tor, 38. Uhr, 39. Reibe, 41. Ire, 43. Muell, 46. Tuete, 47. Fleck, 50. Mut, 51. Leder, 53. Hag, 55. Bor, 56. Ras, 58. Rot, 60. Aar, 61. Oel, 62. Anemone, 63. Ariadne, 64. Teer, 65. Geist, 66. Kadi. — Senkrecht: 1. Muschel, 2. Anode, 3. Gig, 4. Erle, 5. Amt, 6. Lob, 7. Etat, 9. Elf, 10. Eleve, 11. Rosinen, 13. Oase, 15. Hiob, 20. Akka, 21. Roth, 23. Noel, 25. Centime, 26. Diarium, 27. Menuett, 29. Dutzend, 32. Ehe, 33. Ute, 35. Arm, 36. Aal, 39. Referat, 40. Bach, 42. Reue, 44. Ufer, 45. Lorelei, 48. Liane, 49. Karo, 51. Lori, 52. Elend, 54. Gong, 55. Bart, 57. See, 59. Tee, 60. Aas, 61. Oda.

Silbenrätsel. 1. Dame, 2. Radium, 3. Eisenbahn, 4. Stubenrauch, 5. Iltis, 6. Tollkirsche, 7. Iden, 8. Nehemia, 9. Cholera, 10. Harem, 11. Expansion, 12. Demarche, 13. Strindberg, 14. Egoismus, 15. Chicago, 16. Episkop, 17. Filou, 18. Nimrod, 19. Wiese, 20. Rekord, 21. Eber, 22. Veto, 23. Ränkeschmied, 24. Erker, 25. Spinat, 26. Efendi, 27. Schubert, 28. Fichu, 29. Edinburgh, 30. Ragout, 31. Dari, 32. Erdfloh, 33. Erzeuger, 34. Dolde. **Der Mensch ist ein nachahmendes Geschoepf, und wer der vorderste ist, fuehrt die Herde.**

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE • DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Illustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 330501. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 60 Pf, bei Zustellung ortsübliche Gebühr. Bezug durch die Post monatlich 2,11 DM zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.

Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany

Belgien bfr. 9.— · Dänemark dKr. 1.40 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk. 70. — · Frankreich NF —.90 · Holland hfl. —.70 · Italien Lire 120.— · Norwegen nKr. 1.40 · Österreich S. 4.50 · Portugal Esc. 7.— · Schweden sKr. 1.— incl. oms · Schweiz sfr. —.70 · USA $ —.25



Marlboro gehört dazu

Der berühmte Marlboro-Geschmack hat diese Cigarette weltbekannt gemacht

Eine von Philip Morris entwickelte Filter-Cigarette

Internationale Qualität. Original nur in der 20-Stück-Packung.

King Size Filter DM 1,75

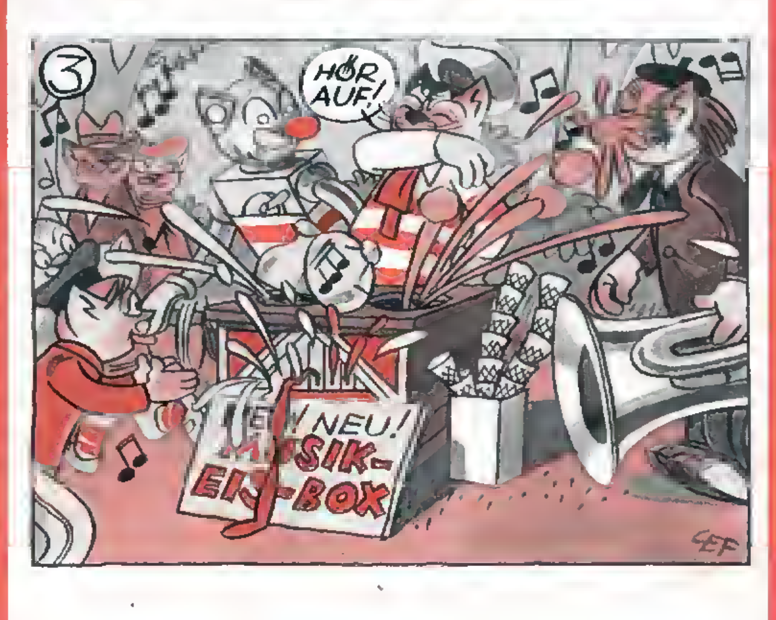
VON CEFISCHER

OSKAR'S SCHNAPSIDEEN

Eine „spritzige Idee"







Dr. Brand gibt Rat und Antwort

Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Illustrierten" zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand. Wünschen Sie Briefantwort, dann vergessen Sie das Rückporto nicht. Und bitte, geben Sie keine Postlageradresse an.

Leine los!

Herr W. (47) schreibt:

Meine 22jährige Tochter äußerte sich kürzlich, sie wolle sich nach einer Stellung in einer anderen Stadt umsehen. Wir sind darüber sehr verärgert. Unsere Tochter ist immer zu Hause gewesen — wir haben noch drei Kinder — und zu sehr günstigen Bedingungen bei einer hiesigen Firma angestellt. Bei uns hat sie ihr eigenes Zimmer. An Kostgeld braucht sie nur wenig abzugeben. Wenn sie von Hause weggeht, wird sie jeden Handgriff bezahlen müssen. Ich habe das meiner Tochter auch vorgehalten, aber sie steht auf dem Standpunkt, sie sei volljährig und könne tun und lassen, was ihr gefalle. Mir geht es in erster Linie darum, sie vor Enttäuschungen zu bewahren ...

Dr. Brand antwortet:

... und dabei sind Enttäuschungen doch das Brot des Lebens, lieber Herr W.! Wer davon nie gegessen hat, der weiß auch nicht den Kuchen zu würdigen, der uns vom Leben hin und wieder vorgesetzt wird.

Man kann die Jugend nicht an die Leine legen, und man soll es auch nicht tun. Wenn Sie glauben, Ihre Tochter durch Festhalten vor Enttäuschungen bewahren zu können, dann irren Sie sich. So, wie Sie es vorhaben, bewahren Sie Ihre Tochter vor dem Leben überhaupt. Ein armseliges „Leben" wäre das!

> Was ist eigentlich
> **Autosuggestion?**
> Unter Autosuggestion (Selbstbeeinflussung) versteht man die auf das eigene Ich bezogene bewußte Erzeugung positiver Vorstellungen, die sich im Unterbewußtsein festsetzen und von dort aus treibend und mitgestaltend in unser Leben eingreifen. Autosuggestionen sind in bestimmten Grenzen durchaus realisierbar.

Er hat die Treppe

Frau Katharina (37) schreibt:

Ist es wirklich eines Mannes unwürdig, wenn er hin und wieder mal die Treppe macht, wenn die Frau sich nicht wohlfühlt? Mein Mann behauptet, daß es unter seiner Würde sei ...

Dr. Brand antwortet:

Tja, mit dem Treppenmachen fängt es an, mit dem Geschirr- oder Windelwaschen geht es weiter, und man weiß nie, womit es aufhört, liebe Frau.

Ich meine, wenn Sie sich mal nicht wohlfühlen und Sie haben gerade die Treppe, dann springt bestimmt Ihre Nachbarin mit Schrubber, Aufwischtuch und Eimer ein. Wenn Sie nicht Krach haben mit der Nachbarin! Sollte das der Fall sein, dann versöhnen Sie sich rasch wieder mit ihr. Sie sehen ja selbst, daß man nie weiß, wozu man eine freundliche Nachbarin braucht.

Der Musterschüler

Ein nervös gewordener Vater schreibt:

Unser 14jähriger Heinz hat uns zum ersten Male Sorge gemacht. Heinz besucht eine höhere Schule. Er war bei der gesamten Lehrerschaft sehr beliebt und brachte ein gutes Zeugnis nach Hause. Sein Klassenlehrer war hochzufrieden mit ihm. Jetzt mußte ich zum Direktor der höheren Schule. Heinz hatte sich an einem wirklich törichten Schülerstreich beteiligt. Er war leider der Schlimmste dabei. Sie können sich denken, wie entsetzt wir waren. Bislang galt er als Musterschüler. Heinz sagte auf unsere Frage, wie er so etwas hätte tun können, es wäre so in ihn gefahren. Er wisse selbst nicht, wie er dazu gekommen sei. Ist das krankhaft? Wir sind sehr besorgt ...

Dr. Brand antwortet:

... und brauchen es wahrscheinlich nicht zu sein. Grund zur Besorgnis liegt erst dann vor, wenn ein Junge nie Junge und immer nur Musterschüler war. Denn durch die Flegeljahre muß früher oder später jeder hindurch, und es ist besser — weil normaler! — wenn jemand nicht erst als Erwachsener in die Flegeljahre kommt. Das gibt es nämlich auch! Die Streiche aber, die von „Spätzündern" gemacht werden, sind meist keine harmlosen Streiche mehr.

Selbstverständlich muß der Junge sorgfältig und behutsam mehr als sonst beobachtet und behutsam geführt werden. Er ist im ersten gefährlichen und gefährdeten Alter. Aber wie gesagt, Angst brauchen Sie nicht zu haben. Jedenfalls vorläufig nicht.

„Ziege!"

Fräulein Christel (20) schreibt:

Lernte vor einiger Zeit einen jungen Mann kennen. Zuerst war ich sein ein und alles und sein „Stern". Nach einem halben Jahr änderte sich das. Er guckte auf einmal nach anderen Mädchen. Nun frage ich Sie: Soll man sich dabei nichts denken?

Mir haben sich schon viele Gelegenheiten geboten, einen anderen Mann kennenzulernen. Das darf mein Bekannter aber nicht wissen, weil er sehr eifersüchtig ist.

Er hat noch einen anderen Fehler. Er regt sich schnell auf. Wenn er schlechte Laune hat, sagt er „Ziege" zu mir. Ich frage Sie: Schickt sich das?

Dr. Brand antwortet:

Nein, Fräulein Christel, das schickt sich nicht. Wenn er noch „Dummerchen" sagte! Aber das gefiele Ihnen wahrscheinlich auch nicht. „Schnucki" wäre vielleicht das richtige Wort für Sie. Das klingt so gemütlich, so anheimelnd, so ohne jeden Hintergrund. Noch besser, Sie fänden einen, der ganz einfach und auch bei schlechtester Laune „Christel" zu Ihnen sagte. So heißen Sie ja, und nicht Schnucki, Dummerchen oder gar — Ziege! Also wirklich, wie kann man nur so unschicklich sein?!

Dein Auto · Dein Geld · Dein Leben

Müde am Steuer?

Alle Gelehrten und solche, die es sein wollen, sind sich über die tödliche Gefahr einig, die dem übermüdeten Autler am nächtlichen Volant droht. Sie geben auch bereitwilligst Rezepte von sich, wie dieser Gefahr zu begegnen sei. Wir wollen da nicht länger zurückstehen.

Gelehrten-Regel Nummer eins: ein müder Fahrer gehört nicht ans Steuer! – Das ist leider graue Theorie; denn niemand setzt sich gähnend an die Kurbel, wenn er nicht muß. Manchmal ist's nicht zu vermeiden.

Gelehrten-Regel Nummer zwei: mit viel Willenskraft sich aufs Fahren konzentrieren! – Dieses Experiment kann in den strapazierten Hirnwindungen dann so auslaufen, wie wir es hier einmal skizzieren möchten:

Aufgepaßt, ich bin müde! Konzentration und nochmals Konzentration! Sage ich meinem Kurtchen auch immer, der Lehrer klagt, daß er sich nie konzentrieren könne. Muß mal ein ernstes Wort mit ihm reden, letzte Lateinarbeit wieder Fünf, dabei kann er, wenn er will ... Hat vielleicht auch nicht genug Schlaf, abends will er nie ins Bett, muß mal ein Machtwort reden. Schlaf ist alles ... Schlaf ... Schlaf ...

Verdammt, den Laster hätte ich fast übersehen! Mensch, nimm dich zusammen! Augen auf!

In Rußland, damals, haben wir tagelang kein Auge zugetan, und es ging auch. Unser Leutnant, der mit der Matratzenfabrik in Leipzig, hat immer gesagt ...

Es genügt. Sie wissen, wohin zu abstrakte Gedanken führen, auch wenn sie um „Konzentration" kreisen. Vieles Denken am Steuer ist der sicherste Weg zur fahrerischen Gedankenlosigkeit. Besser, Sie hören süße Melodien im Radio (und achten nicht auf die Texte). Noch besser: Sie singen laut (und allein) vor sich hin. Rauchen ab und zu, aber nicht zuviel. Kauen Obst und Vitaminpillen, aber niemals solche, die Ihr Hirn nur aufkitzeln und dann in um so tieferer Leere zurücklassen. Und sorgen vor allem dafür, daß frische Luft ins Auto kommt!

Gelehrten-Regel Nummer drei: Jede Stunde anhalten, Kaffee oder Milch trinken, Gymnastik machen und notfalls ein Nickerchen. – Wer tut schon solches, wenn er rasch heim will? Gemütsmenschen mögen es mit Erfolg praktizieren, ein automobiles Durchschnitts-Nervenbündel jedoch kommt durch solchen Unfug nur immer wieder aus dem Schwung und wird im Endeffekt noch traniger und unlustiger.

Gelehrten-Regel Nummer vier: Langsam fahren! – Nun weiß man, daß nichts wohliger einduselt als geringes Tempo auf gerader, leerer, dunkler Straße. Versuchen Sie lieber einmal dies: Fenster auf, damit ordentlich Zugluft hereinkommt, Schal und Mütze gegen Erkältung angezogen, und dann so schnell fahren, wie Sie es gerade noch mit gutem Gewissen verantworten können (und keinen Kilometer schneller, um Himmels willen!).

Übrigens: sind Sie ganz sicher, daß Sie bankerott gegangen wären, wenn Sie doch die Nacht im Roten Ochsen verbracht und erst am nächsten Morgen auf den Anlasser gedrückt hätten?

Im nächsten Heft:
Mief im Mobil



So was Dummes

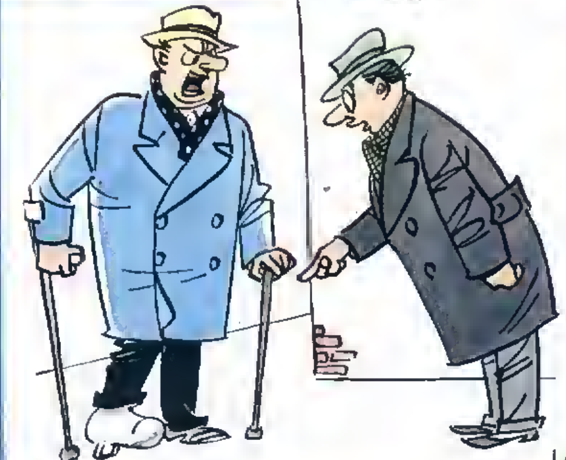
sagt Berthold Daneke



Für kühle Tage!



„Soll das etwa bedeuten, daß du nichts mehr von mir wissen willst, Elvira?"



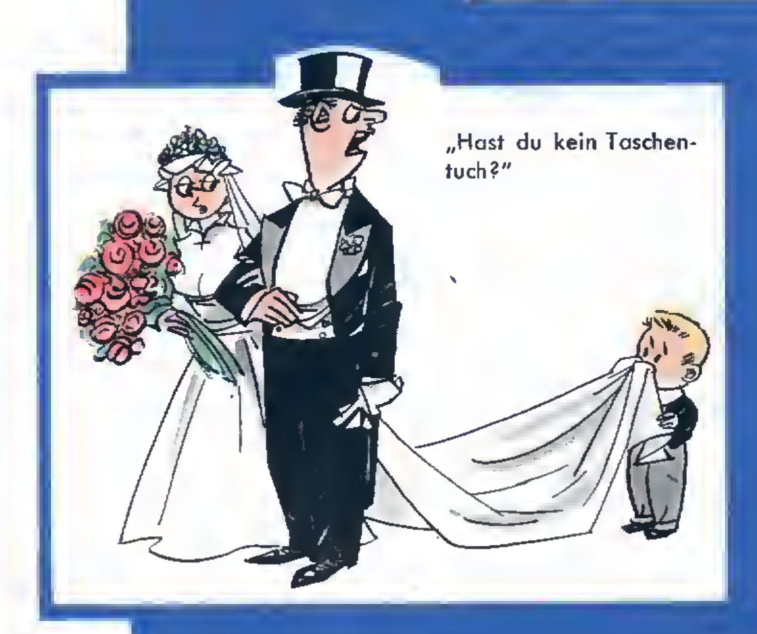
„Nein — ich habe mir den Arm gebrochen."



„Heute ist es ein Jahr her, Liebling, daß ich als Sekretärin zu dir gekommen bin!"



„Ich gehe zu meinem Vater zurück!"



„Hast du kein Taschentuch?"



„Gut, der Arzt hat es dir verordnet. Aber was sollen wir nun damit anfangen, wir haben doch Ölheizung."